Aug. 2095

J B
R 45.

Predigten

für

gebildete Menschen

und

denkende Christen

von

Eulogius Schneider,

ehedem Herzogl. Würtembergischen Hofprediger,

jezt

Professor der schönen Wissenschaften

zu Bonn.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mit Genehmhaltung einer geistlichen Obrigkeit.

Frankfurt und Leipzig,

1790.

Mendante Reverendissimo ac Illustrissimo Domino Episcopo Raphensi & dioecesis Vratislaviensis Regioborussicae Vicario Apostolico, &c.

Legi opusculum: Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen, ꝛc.

Et omnes hos sacros Sermones doctrinae, quam tenet Sancta romano-catholica Ecclesia, conformes, utque in utilitatem Fidelium novo praelo subjiciantur dignissimos censeo.

VRATISLAVIAE,
die 14. Februarii 1790.

Imprimatur
ANTON DE ROTHKIRCH,
Epus & Vic. ap.

IGNATIUS FRANTZ,
Reverendissimi Vicariatus Apostolic Consiliarius & Adsessor, Collegii Clericorum saecularium in insula S. Joannis Rector. *mpp.*

An

Seine Hochfürstl. Eminenz

dem

Kardinal, Fürst-Bischof

von

Passau.

Hochwürdigster
des heiligen Römischen Reichs
Fürst und Cardinal,
Gnädigster Fürst und Herr!

Erlauben Sie mir, gnädigster Herr, diese Predigten als einen Beweis meiner innigsten Verehrung zu Füßen zu legen. Ich habe das Glück nicht, Höchstdieselben persönlich zu kennen: aber ich verehre Sie als einen weisen und guten Fürsten, ich bewundere Sie als einen rastlosen Beförderer der Aufklärung und der allein seligmachenden

den Religion der Menschenliebe: ich liebe Sie als einen Beschützer und Freund der Musen. Dies, gnädigster Herr, sind die Gründe, welche mich stimmten, Höchstdenselben dieses Buch zu widmen, und vielleicht auch der Nachwelt zu sagen, daß ich von ganzem Herzen sei

Ew. Hochfürstl. Eminenz

unterthänigster
Elogius Schneider.

Vor-

Vorrede.

„Ich erwarte von Ihm, daß er mir die Wahrheit sagen werde. Fürsten hören ohnehin selten die Wahrheit: wenn sie derselben nicht etwa noch von der Kanzel vernähmen, so würden Sie doppelt unglücklich seyn.“ Mit diesen unvergeßlichen Worten machte mich vor drey Jahren ein großer deutscher Fürst zu seinem Hofprediger. Meine Predigten, welche ich hier dem Publikum vorlege, werden hinlänglich beweisen, daß ich jene Einweihungsworte nicht als Hofmann, sondern als Hofprediger verstand. Es kann dem Publikum gleichgültig seyn, das Schicksal dieser Reden zu wissen. Wenn sie schlecht sind, so kann sie der Beyfall aller Großen der Erde nicht gut machen, und wenn sie gut sind, so kann sie der Tadel aller Großen der Erde nicht schlecht machen.

Ich

Ich habe von den Pflichten eines Hofpredigers strenge Begriffe, und würde mich selbst verabscheuen, wenn ich je meine Ueberzeugungen der Menschenfurcht aufgeopfert hätte. Aufklärung hat zuerst die Hierarchie in ihren Gränzen zuruckgewiesen: nun zeiget sie auch den Fürsten, wie weit sich ihre Macht erstrecke. Man erlaubt den Predigern nicht gerne, Gegenstände des Staatsrechts zu behandeln. Aber warum soll er dies nicht thun dürfen, so bald er jene Gegenstände aus dem Gesichtspunkte der Religion betrachtet? Ich glaube, der Religionslehrer sei nicht zu tadeln, wenn er Wahrheiten, welche die Philosophie unsers Jahrhunderts aufgestellt hat, auch von der Kanzel aus zu verbreiten sucht. Mein Stil ist nicht eigendlich rednerisch. Er sollte es nicht seyn; weil ich bey so wichtigen Dingen, wie Religionsvorträge sind, alle Verzierungen für sehr entbehrlich halte. Sachen und Gedanken, nicht Worte, müssen den Werth derselben bestimmen. Freylich will der größeste Theil der Zuhörer nicht belehrt, sondern unterhalten seyn! Aber wer den Zweck des christlichen Predigtamtes kennt, wird sich von dem grossen Haufen nicht irre führen lassen. Vor

funf-

funfzehn Jahren, da meine Einbildungs-kraft noch weniger von der Vernunft belästiget wurde, war ich weit mehr als gegenwärtig das, was man gemeiniglich einen Redner nennt.

Ich habe aus besondern Absichten, an deren Bekanntmachung der Welt nichts gelegen seyn mag, diese zehn Predigten zu-erst zum Druck bestimmt. Finden sie Beifall, so könnten wohl noch einige Bände nachfolgen.

Abgeschrieben habe ich nichts, ausser die Predigt von der Mildthätigkeit, bei welcher ich die Abhandlung meines unvergeßlichen Freundes, des Hrn. Professor Schell zu Salzburg zum Grunde legte, weil ich mir nicht getraute, etwas besseres zu sagen, als Er, und doch den Gegenstand für zu wichtig hielt, als daß ich ihn nicht einmal behandeln sollte.

Warum ich nicht überall Eintheilungen, und nirgends Unterabtheilungen machte? — Weil ich dafür halte, daß es nicht immer schicklich und zweckmäßig sey, dem Zuhörer das gleich zu sagen, was er aus Gründen, die er erst vernehmen soll, von selbst schliessen

sen kann; und weil ich zwischen logischen Zusammenhang und schulgerechter Aufzählung der Theile einen großen Unterschied finde.

Schrifttexte kommen selten vor; gewiß nicht aus Gemächlichkeit; denn es ist nichts leichter als Schrifttexte anführen. Vielleicht hat der, welcher die Aussprüche der Schrift der Vernunftsgründe rechtfertigen will, eine schwere und wichtigere Aufgabe, als jener, der Bibelsprüche mit Bibelsprüchen belegt und zu dem Gesetze der Offenbarung keinen Commentar aus dem Buche der Natur auftreiben weiß.

Verzeichniß und Inhalt der Predigten des ersten Bandes.

I. Von den gerechten Forderungen des Regenten an seine Unterthanen. Text: Ps. XXIV. 4. 5.

II. Von dem Einflusse des Christenthums auf das Beste des Staats. Text: Joh. XVIII.

III. Von den Pflichten des Regenten, das Beste der Religion zu befördern. Text: Matth. XIII. 31. 32.

IV. Von der gemeinschaftlichen Pflicht des Fürsten und des Bürgers, die Armen im Staate zu versorgen. Text: Luk. XVI. 9.

V. Von der Mildthätigkeit. Text: Matth. XXII. 38.

VI. Von

VI. Von den Ursachen der Gefühllosigkeit gegen fremde Brüder. Text: Matth. VIII. 25.

VII. Von den Quellen des bösen Argwohns und des lieblosen Urtheils. Text: Matth. IX. 4.

VIII. Von der feinen Verläumdung. Text: Luc. XI. 15.

IX. Beruhigungsgründe über den Undank der Menschen. Text: Luc. XVII. 17. 18.

X. Von der wahren Glückseligkeit eines Fürsten. Text: Joh. X. 11.

I.
Von den
gerechten Forderungen
des
Regenten
an seine Unterthanen.

Zeige mir, o Herr, deine Wege, mache mich bekannt mit deinen Absichten, leite und führe mich auf den Wege der Wahrheit, belehre mich; denn mein stetes Vertrauen ist auf dich gesezt. Ps. XXIV. 4. 5.

Wenn wir die Glückseligkeit der Menschen nach dem Aeusserlichen beurtheilen wollen, so ist sie, wo nicht das ausschlüßige, doch gewiß das sicherste Loos der Fürsten dieser Erde. Unabhängigkeit, dieses von den meisten Sterblichen so sehnlich gewünschte, und doch so seltne Gut, scheint nur den Regenten eigen zu seyn. Für sie arbeitet der Winzer, und Ackersmann: für sie werden von allen Theilen ihrer Länder Schätze gesammlet: für sie wacht der Gelehrte bei der nächtlichen Lampe, und der Krieger auf seinem Posten. Millionen Hände sind bereit, ihre

ihre Befehle zu vollstrecken; auf ihren schöpferischen Wink müssen aus Wildnissen Lustgefilde, aus Hütten Palläste entstehen; und Ströme werden gezwungen, auf ihr Gebot einen neuen Weg zu laufen. Der Ort ihrer Wohnung wird als das Heiligthum des Staats betrachtet: Selbst ihr Name wird gefeyert, und der Tag ihrer Geburt ist ein festlicher Tag für ihre Unterthanen. — Aber lasset uns dieses glänzende Aussenwerk ein wenig vergessen, und in das Innere der Fürstenwürde eindringen, um ihren wahren Wehrt, und die Glückseligkeit, welche sie ihrem Besitzer verschaft, bestimmen zu können. Ach! dann verschwindet dieses ganze prachtvolle Wesen, wie Rauch, vor unsern Augen, dann sehen wir, daß alle diese äusserlichen Vorzüge, und Ehrenbezeugungen nur eine schwache Entschädigung sind für die niederdrückende Last der Krone, und für die mannichfaltigen Opfer, welche die Herrscherwürde von ihrem Besitzer fordert. Von einer Seite sieht er sich mit den schwersten Pflichten beladen, und auf der andern erblickt er nichts als Beschwerlichkeiten und Hindernisse. Er soll für die Wohlfart des Staats sorgen, soll Tausende glücklich machen; da er doch nur ein Mensch, wie andere, und noch darzu den größten Gefahren ausgesezt ist, von ungetreuen Dienern mißleitet und betrogen zu werden. Bald widersezt sich seinen wohlthätigen Anordnungen die Dummheit, bald hat er mit auswärtigen Feinden zu kämpfen, bald legt die Schmeichelei seiner Tugend Fallstricke.

Nie-

Niemand war von dieser traurigen Lage der Regenten mehr überzeugt, als David, der durch eine lange Reihe von Jahre auf dem Throne gesessen, und Gelegenheit genug hatte, den wahren Werth desselben aus eigener Erfahrung zu bestimmen. Dieser mit unerschrockenem Muthe, mit einem scharfen Blicke in den Gang der Geschäfte, mit einer Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes, die ihres gleichen nicht hat, ausgerüstete König, dieser originelle Mann, der sich durch seine ausgezeichnete Talente vom Hirtenknaben bis zum Despoten Israels empor geschwungen hatte, dieser thätige Fürst, der in seinen meisten Unternehmungen glücklich der Schrecken und die Bewunderung aller benachbarten Fürsten war, sieht am Ende seiner Laufbahn mit Beschämung und Reue auf seine Regierungsjahre zurück, bekennt vor Gott sein Unvermögen, das Gute zu erkennen, und auszuüben, und ruft mit demüthigem Herzen aus: zeige mir, o Herr! deine Wege, mache mich bekannt mit deinen Absichten, leite mich auf dem Wege der Wahrheit, belehre mich, denn mein stetes Vertrauen ist auf dich gesetzt.

So bethete David aus dem Grunde seines Herzens heraus, und flehte um Licht und Erkenntniß der Wahrheit zu Gott. So fleht nach ihm jeder Fürst, der den ganzen Umfang seine Verbindlichkeiten, und die engen Gränzen menschlicher Einsichten und Kräfte kennt. So flehen wir heute mit unserm durchlauchtigsten Landesvater zu demjenigen hinauf, der Ihn vor

sechs-

sechszig Jahren an eben diesem Tage seinen geliebten Unterthanen und Kindern schenkte.

Aber lasset uns nicht blos aufrichtige Gebete zum Vater des Lichtes empor schicken, lasset uns auch das Unsrige beitragen, die Bürde, welche unsere Regenten drükt, zu erleichteren. Der Fürst kann nicht alles thun, seine schweren Pflichten und die vielen Hindernisse und Gefahren, mit denen seine Würde begleitet ist, gründen ihm das Recht, auch an uns Forderungen zu machen. Und diese gerechten Forderungen sind es, die ich ihnen, meine Brüder, heute zu beherzigen vorlegen werde. Sie sind nicht willkührlich ersonnen, nicht übertrieben: sie fließen nothwendiger Weise aus dem Entzwecke, den Beschwernissen, und Gefahren der Fürstenwürde: sie sind von der Art, daß man sie nur aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten darf, um sie mit freudigem Herzen zu erfüllen.

I.

Die erste gerechte Forderung des Regenten an seine Unterthanen ist pünktlicher Gehorsam gegen seine gemeinnützigen Befehle.

Fürchten sie nicht, meine Brüder, ich möchte den Despotismus und der Sklaverei das Wort reden. Ein anders ist Gehorsam gegen den Regenten, ein anders Sklavenfurcht gegen den Tyrannen. Ein anders Befolgung der Gesetze, ein anders Vollstreckung despotischer Machtsprüche.

Eine ganz unbeschränkte, ganz dem Willen, der Laune und den Kaprizen eines einzigen Menschen überlassene Regierung streitet gegen die

Unrechte

Unrechte der Menschheit, gegen die heiligen Bande der bürgerlichen Gesellschaft, und selbst gegen die Einrichtung unserer Natur.

Wessen Gefühl empört sich nicht beim Anblicke so vieler Länder und Staaten, welche noch unter dem eisernen Joche des Despotismus schmachten? Furcht und Schrecken herrschen in jenen unseligen Gegenden, ferne von ihnen flieht der Geist der Aufklärung, der Industrie, und des Patriotismus.

Jede Nerve erschlafft unter dem Drucke des Tyrannen, und jeder Funke von Thätigkeit erlischt in dem Busen des Sklaven. Nur unter dem Schatten der Freiheit gedeihen große Geister, nur in den glücklichen Zeiten der griechischen und römischen Freistaaten stunden jene Helden, Redner und Staatsmänner auf, deren Größe die schlappere Nachwelt noch heute zu Tage bewundert. Ferne sey es also von uns, den Despotismus zu predigen, der nicht allein den Rechten der Menschheit, sondern selbst der Sittenlehre Jesu und seiner Apostel widerspricht.

Der Regent ist befugt, Gehorsam von seinen Unterthanen zu fordern, aber nicht blinden, nicht unvernünftigen Gehorsam. Ihm müssen die Rechte der Menschheit, die Grundgesetze des Staats, die Grundverträge und die Verfassung seines Landes heilig seyn. Alles, was ausser dieser Sphäre liegt, kann und soll er gebiethen, sobald er das Beste des Staates erfordert. Dies, meine Brüder, ist die Grundregel, nach welcher sich der Regent in allen seinen Verfügungen richten muß, der Standpunkt, auf den er al-

les, was er zu verordnen gedenkt, beurtheilen, der Maasstab, nach welchem er die Gränzen seiner Macht bestimmen muß. Alle Menschen sind mit gleicher Freiheit, gleichen Rechten, gleicher Unabhängigkeit aus dem Schoose der Natur gekommen. Niemand wird eigentlich als Herrscher, niemand als Unterthan geboren. Die Freiheit ist ein Gut, dessen sich der Mensch nur aus eigner Willkühr begeben kann.

Nur durch einen freiwilligen Unterwerfungsvertrag konnte die ursprüngliche Gleichheit der Sterblichen gehoben werden. Sie entsagten nämlich ihrer Unabhängigkeit, um der Leitung und des Schutzes derjenigen zu genießen, in deren Hände sie dieses Kleinod niederlegten. Bei der immer anwachsenden Menschenmenge vereinigten sich die vorher zerstreuten Horden zu einer förmlichen Gesellschaft: übertrugen Einem die Oberaufsicht über ihr gemeinschaftliches Beste, entsagten ihren eigenen Willen, um vom Gemeinwillen regiert zu werden, concentirten ihre Kräfte auf einen Mann, den sie zum Mittelpunkt ihrer Gesellschaft gewählt hatten. Die ganze bürgerliche Gesellschaft besizt also die Grundgewalt, und der Fürst ist nun der erste Beamte des Staats, und der Geschäftsträger seines Volks. Dieses unterwarf sich ihm seines eigenen Besten halber, es ist ihm also nur in so ferne zu gehorchen schuldig, als er diesem Endzweck entspricht, so bald er seine Regentenpflichten erfüllt, dann ist auch der Unterthan verbunden ihm pünktlich zu gehorchen Wäre dies nicht, wer würde denn auch noch den Zepter zu

führen im Stande seyn? Welcher Staat würde ohne Gehorsam gegen den Fürsten bestehen können? Welche Verbesserung in den Sitten, in der Polizei, und in der Religion würde ausgeführt werden? Der Fürst ist dem Staatskörper das, was die Seele dem thierischen Körper ist. Der thierische Körper ist nur so lange gesund, als die Seele über alle Theile desselben zu gebiethen, und in allen Gliedern zweckmäßige Bewegungen hervorzubringen vermag. Ist eine Triebfeder erschlafft, ein Rad in der Maschine verstopft; weigern sich die Glieder, den Willen der Seele zu erfüllen, so ist der Körper krank. Das nämliche läßt sich von dem Staatskörper sagen: seine Gesundheit besteht in der Harmonie der Glieder mit dem Haupte, in der bereitwilligen Befolgung dessen, was der Fürst, als der Depositär des Gemeinwillens und der Gemeinwalt, zum allgemeinen Besten verordnet. Diesen Gehorsam fodert also der Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft, nämlich die öffentliche Sicherheit von aussen, und die Ruhe von innen: ohne ihn läßt sich schlechterdings kein Staat gedenken. Wo keine höchste Gewalt, kein gemeinschaftlicher Mittelpunkt ist, in welchem sich alles vereiniget; da muß Unordnung und Verwirrung herrschen.

Dies war gewiß der Grund, warum Paulus behauptete, alle Gewalt sey von Gott, (Röm. XIII. 1. 2. 4. 7.) Dieser große Menschenkenner wußte wohl, daß der Schöpfer zwar alle Sterbliche gleich geschaffen, aber doch den Hang zum gesellschaftlichen Leben in ihren Busen ge-

legt hatte, welche sie unfehlbar zur Einsetzung eines Oberhaupts verleiten mußte; in so ferne also lehrte er mit Grund, daß alle Gewalt von Gott sey. Daher predigt er seinen Gläubigen an so vielen Stellen den Gehorsam gegen ihren Regenten, nicht allein wegen der Strafe, sondern auch wegen des Gewissens. Daher gab uns Christus selbst durch seine genaue Beobachtung der kaiserlichen Gesetze und Landesverordnungen das vollkommenste Beispiel des Gehorsams. Daher lehrte er uns, dem Kaiser zu geben, was dem Kaiser gebürt, (Matth. XXII. 21.) daher weigerte er sich nicht, vor dem Richterstule eines Heiden zu erscheinen: und da ihm dieser vorstellte, daß er Macht über Leben und Tod habe, so antwortete er: Du hättest sie nicht, wenn du sie nicht von oben bekommen hättest. (Joh. XIX. 11.)

Gehorsam ist demnach eine Pflicht, die wir dem Fürsten nach den ersten Grundsätzen des Staatsrecht, nach der Einrichtung unserer Natur, nach dem Beispiele unsers göttlichen Religionsstifters, nach seinen und seiner Apostel Vorschriften schuldig sind; zum Gehorsame gegen den Fürsten sind wir als Bürger, und noch mehr als Christen verbunden. Gehorsam ist die erste gerechte Forderung des Regenten.

II.

Die zweite gerechte Forderung des Regenten an seine Unterthanen ist Unterstützung in seinem schweren mühseligen Amte. Wenn der Fürst mit übermenschlichen Verstandeskräften, mit allsehenden Augen, und allmächtigen Armen ver-

sehen

sehen wäre, so würde er allein die Riesenbürde seiner Sorgen tragen und die Glückseligkeit seiner Unterthanen befördern können. Da er aber eben so, wie andere Sterbliche, aus Leim gebildet ist, da seine Einsichten und Kräfte eben so, wie die unsrigen, beschränkt sind, so muß er durch aufrichtige Belehrung, durch fleißige Mitwirkung, und durch verhältnismäsige Beiträge unterstüzt werden. Durch aufrichtige Belehrung wird er in Stand gesezt, seinen Staat kennen zu lernen: durch fleißige Mitwürkung werden seine gemeinnützigen Absichten und Plane ausgeführt: durch verhältnismäsige Beiträge werden die nöthigen Mittel, diese auszuführen, angeschaft und erhalten. Glauben Sie nicht, meine Brüder, daß alle Große mit harten und gefühllosen Herzen geboren werden, und daß es ihnen gleichgültig sey, ob ihre Unterthanen unter dem Joche der Armuth schmachten, oder ob sie glücklich leben, und ihren Regenten, als ihren gemeinschaftlichen Vater lieben und segnen. Oft, sehr oft sind Tausende und Millionen unserer Brüder unglücklich, weil diejenigen, deren Pflicht es ist, dem Fürsten die wahre Lage seiner Lande zu sagen, niederträchtig genug sind, dieselbe vor seinen Augen zu verbergen. Was kann aber der Regent mit dem besten Herzen, wenn er die wahren Uebel seines Staats nicht kennet? Was vermag der Arzt, wenn ihm Niemand die Beschaffenheit des Kranken zu erkennen gibt? Und was vermag die wohlthätige Sonne, wenn dichte Nebel und Wolken ihre Stralen verschlingen? — O!

wenn mancher Herrscher aufrichtige Diener hätte, welche ihm den wahren Zustand seines Volkes, die Quellen des öffentlichen Elends, die Folgen und Wirkungen seiner Handlungen in dem biedern freimüthigen Tone des Menschenfreundes schilderten, wenn er Räthe hätte, welchen mehr daran gelegen wäre, das Wohl ihrer Brüder zu bewirken, als ihre Kassen anzufüllen, wenn er — seltnes Glück der Fürsten! — wenn er Freunde hätte, welche Edelmuth genug besäßen, ihm auch dann die Wahrheit zu sagen, wenn sie seine Stirne in Falten ziehen, und sein Auge umwölken möchte; — wenn er mit solchen edlen Männern umgeben wäre, gewiß! es würde die Summe des menschlichen Elends um die Hälfte gemindert werden. — Wie viel Gutes hat nicht schon oft ein einziges Wort, am rechten Orte und zur rechten Zeit angebracht, eine bedenkliche Mine, ein patriotischer Seufzer gestiftet! — Dies, meine Brüder, dies ist die Pflicht desjenigen, welcher des nähern Umgangs und des Vertrauens des Regenten genießet! Er muß ihm die Wunden des Staats mit Offenherzigkeit entdecken, muß ihm wohldurchdachte Heilmittel vorlegen, muß sich selbst aufzuopfern bereit seyn, um seinen Fürsten zum Vater seines Volks, und seine Brüder glücklich zu machen. Anstatt auf die einzelen Fehltritte seines Bruders Jagd zu machen, anstatt die Gunst des Fürsten durch kriechende Schmeichelei, und durch den Untergang seines verrathenen Freundes zu erbetteln, sollte er die Thränen des ausgesogenen Landmannes, und die Seufzer des darbenden

den Vaterlandes vor seinen Thron bringen: sollte ihm die Wege anzeigen, auf welchen dem Bürger aufgeholfen, die Aufklärung und Industrie verbreitet, die Volksmenge vermehrt und genährt, der ganze Staatskörper gesund erhalten werden könne.

Es ist schon viel gewonnen, meine Brüder, wenn der Regent von dem wahren Zustande seiner Unterthanen unterrichtet ist: aber damit ist noch nicht Alles gethan, was er von diesen zu fordern berechtiget ist. Der hellste Kopf, und das beste Herz werden sich umsonst vereinigen, für das Wohl des Staates zu arbeiten; wenn sie nicht durch die Mitwirkung derjenigen, welchen der Fürst einen Theil seiner Gewalt anvertrauet hat, unterstützt werden. Diesen kommt es zu, das Gute, das vom Throne auf die Menschheit strömen soll, durch lebhafte Theilnehmung, durch getreue Ausführung, durch wirksame Beispiele zu verbreiten. Sie sind die Kanäle, durch welche die Wohlthaten des Fürsten fließen müssen. Sie sind die Werkzeuge, durch die er sein Volk beglücken will. So wie es in ihrer Macht steht, unendlich viel Böses mit zu stiften, so hängt es größtentheils von ihm ab, das Gute, das vom Regenten kommt, geltend zu machen.

Wo ist der einzelne Mensch, der unter einer Menge von mehrern Tausenden, und in einem Bezirke von vielen Meilen alles selbst zu thun im Stand wäre? Ja, wenn ers wäre, so würde es doch nicht einmal rathsam seyn, es zu thun, weil dadurch das Ganze vernachläßigt werden

 müßte.

müßte. Der Regent hat nur für das Allgemeine zu sorgen, Gesetze zu geben, Anstalten zu treffen: die Vollstreckung seines Willens, die Ausführung seiner Befehle ist den Staatsbeamten übertragen.

Des Staatsbeamten Pflicht ist es also, seinen Fürsten durch fleißiges Mitarbeiten zum allgemeinen Besten zu unterstützen.

Aber auch dies erkleckt noch nicht, den Staat glücklich zu machen, wenn der Monarch nicht durch zweckmässige Beiträge fähig gemacht wird, seiner Person, Macht und Ansehen, seinen Verordnungen Nachdruck, und seinen wohlthätigen Entwürfen Ausfluß zu verschaffen. Ohne große Summen läßt sich keine gemeinnützige Anstalt, keine Verbesserung in der Staatsverwaltung, kein großer Plan ausführen. Es ist mit dem Reichthume im Staate, wie mit dem Blute im menschlichen Körper. In diesem ist das Herz, und in jenem der Fürst die Quelle, aus welcher die Lebenskraft ausströmet, und in welche sie wieder zurücke kehrt. Hemmest du diesen Umlauf, erhält das Herz nicht frischen Chylus, und die Kasse des Regenten nicht frischen Zuwachs, so entsteht Mattigkeit, Ohnmacht, Zuckungen, und der Tod daraus. Willst du also, mein christlicher Bruder, dein Vaterland glücklich sehen, so weigere dich nicht, deinem Fürsten das zu reichen, ohne was er nicht wirken kann; so trag du gerne dein Schärflein zur Bestreitung der gemeinen Kosten, zur Besoldung des Wehrstandes, zur Erhaltung öffentlicher Institute, Wege, Gebäude bei, so vergiß nicht, daß

das

das Volk verbunden sei, seinen Monarchen mit verhältnismäßigen Geldsummen zu unterstützen.

III.

Die dritte gerechte Forderung des Regenten ist Nachsicht gegen seine Gebrechen und Schwachheiten. Es wäre das größte Unglück für die Menschheit, wenn die Fürsten aufhörten, Menschen zu sein. Sie würden alsdenn ihre Forderungen leicht überspannen, würden Niemanden Fehltritte, deren sie selbst unfähig wären, verzeihen wollen. Da sie aber aus demselben Staube, wie wir, gebildet, und mit denselben Leidenschaften und Bedürfnissen behaftet sind; so lernen sie mit den Verwirrungen des Verstandes und des Herzens ihrer Unterthanen Mitleiden tragen. Nur der vergiebt gerne Sünden, der selbst fühlt, daß er Sünder ist. Wenn es aber eine Wohlthat für die Menschheit ist, daß ihre Große nicht von Schwachheiten und Fehltritten ausgenommen sind; so ist es auch hinwiederum Pflicht des Unterthanen, diese an seinem Fürsten mit Liebe und Nachsicht zu dulden. Diese Pflicht verbindet ihn um so mehr, je häufiger die Hindernisse der Tugend, und je unfehlbarer die Reize und Versuchungeh des Lasters sind, mit denen der Regent zu kämpfen hat. Kaum tritt er in die Welt ein; so wird er schon von feilen Höflingen umrungen, die jede seiner Leidenschaften ausspähen, um sie auf Unkösten der Tugend zu befriedigen: sorgfältig werden von ihm alle Gegenstände entfernt, die ihm nachdenkend, behutsam, und mißtrauisch machen könnten. Ergö-

zungen ohne Maas und Ende werden ersonnen, um ihn in einem immerwährenden Taumel herum zu führen, um ihm keine Zeit zu lassen, sich selbst zu beobachten, und die Absichten derjenigen, die aus seinen Schwachheiten ihren Vortheil ziehen, zu errathen. Selbst die Religion, diese getreue Beschützerin der Tugend, wird ihm nur in der Ferne, nur unter solchen Anstalten gezeigt, welche für sein verwöhntes Auge nichts beleidigendes haben.

Freundschaft, diese Stütze des Weisen, diese Wegweiserin des Rechtschaffenen, ach! sie ist selten, äusserst selten das Antheil des Fürsten. Und gesetzt, es würden durch eine besondere Wohlthat der Vorsehung alle diese Hindern sse der Tugend, alle diese Gefahren, und Reize zum Laster von einem Prinzen entfernt, gesetzt, er genösse der besten Erziehung, des gründlichsten Unterrichts, und der wärmsten Freundschaft; wäre da nicht die Herrscherwürde an sich selbst schon ein Stein des Anstosses? Würde nicht der Gedanke: Ich bin Herr, und alle diese sind meine Diener, nur allzuoft in seinem Busen schädliche Gefühle erregen? Untersuche jeder sein eigenes Herz, um zu sehen, wie tief gewurzelt in der Natur des Menschen die Begierde zu herrschen, wie allgemein der Hang zum Depotismus sey! Wenn wir bey einer etwaigen Erhöhung unsers Charakters, bey einer noch so kleinen Erweiterung unserer Gewalt alle unsere Vernunft, Selbstkenntniß und Menschenliebe, so zu sagen, aufbiethen müssen, um in den gehörigen Schranken zu bleiben, und die Rechte

der

der Menschheit nicht zu verletzen, wenn die geringste Würde so viel Anziehendes, so starke Reize zur Tyrannei hat: so muß ja die Fürstenkrone die Versuchungen zum Mißbrauche der höchsten Gewalt unendlich vervielfältigen und verstärken. Dies sind die Gründe, meine Brüder, welche den Menschenkenner gegen die Fehltritte und Ausschweifungen seines Regenten nachsichtig machen.

Wenn er alle, auch die gröbsten Vergehungen seines Mitmenschen gerne duldet, so fordert er um so weniger, daß derjenige, der am meisten zu kämpfen hat, und dessen Leben mit den heftigsten Versuchungen verbunden ist, immer aufrecht stehen, nie unterliegen solle. Er fühlt es, daß er vielleicht, wenn ihn Gott auf den Thron gesetzt hätte, die Vorrechte desselben in einem weit höhern Grade würde mißbraucht haben. Er duldet und entschuldigt daher alle Vergehungen der Großen, besonders solche, welche nur auf ihre eigene Glückseligkeit, nicht auf die Gluckseligkeit des Staats nachtheilige Folgen haben. Er vergißt es nie, daß der Fürst Mensch bleibe. Er decket nicht die Schande seines Vaters mit der Unverschämtheit eines Cham auf, sondern wirft mit liebevoller Bescheidenheit den Mantel darüber, und seufzet in der Stille, daß es so schwer sei, von dem starken Weine, den die Herrscherwürde darreicht, unberauscht zu bleiben. Er wägt das Gute, das er an gekrönten Sterblichen findet, gegen ihre Schwachheiten ab: er freuet sich, jenes zu rühmen, und hält es für seine Pflicht, diese zu entschuldigen. —

Aber

Aber Heil und Wonne dem Lande, dessen Regent das laute Zeugnis der Liebe und der Dankbarkeit seiner Unterthanen für sich hat! Heil dem Fürsten, der Gehorsam, Unterstützung und Nachsicht nicht zu fodern braucht, sondern der als Vater unter seinen Kindern wandelt, und mehr durch Liebe, als durch Macht gebeut! Gerne gehorchen wir ihm — o! lasset mich ihn aussprechen, den theuren Namen — gerne gehorchen wir unserm besten Karl Eugen! Gerne wirken wir mit, seine edlen, menschenfreundlichen Absichten zu erfüllen, gerne flehen wir heute zum Schöpfer hinauf: Zeige ihm Herr, deine Wege, und mache ihn mit deinen Absichten bekannt! Leite ihn auf dem Wege der Wahrheit, belehre ihn, denn sein und unser stetes Vertrauen ist auf dich gesetzt. Dank dir, o König und Vater aller Welten, feierlicher Dank, daß du uns einen guten und weisen Fürsten gabst! Einen Fürsten, der Religion und Tugend schätzt, liebt, ausübt! einen Fürsten, dessen höchste Wollust es ist, seine Kinder glücklich zu sehen! Nimm besonders heute unser Dankgebet, nimm diese Thränen, die ein glückliches Land vor Freude und Zärtlichkeit weinet, gnädig auf! Heute feiern wir den ein und sechszigsten Geburtstag unsers erhabenen Landesvaters: und noch lebt der Geist der Thätigkeit ganz in ihm, noch verspricht uns seine kernhafte Gesundheit eine lange Reihe von Lebensjahren. O! daß diese Hofnung, Ihn noch lange zu besitzen, nicht vereitelt werde! daß es doch dein heiliger Wille wäre, die Wünsche o vieler Tausende zu erfüllen! Erhalte Ihn, o mein

mein Gott, zum Besten deines Volks! Regiere Ihn, daß er ganz dein Ebenbild auf Erden sei! Mache Ihn so glücklich, als du Ihn durch Weisheit und fürstliche Thaten berühmt gemacht hast! Führe Ihn auf dem Wege der Wahrheit, belehre ihn, denn sein und unser stetes Vertrauen ist auf dich gesezt. Amen.

II.
Von dem Einflusse des Christenthums auf das Beste des Staats.

Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Joh. XVIII. 36.

Man hat dem Stifter unsrer Religion schon oft den Vorwurf gemacht, er habe bei seinem Messiasgeschäfte die Absicht gehabt, die römische Herrschaft zu Boden zu werfen, und auf ihren Trümmern sich selbst einen Thron zu errichten. Wirklich war dies die Hauptbeschuldigung, wodurch die eifersüchtigen Priester sein Todesurtheil von Pilatus erpreßten. Aber das Reich Jesus war nicht von dieser Welt: seine Absichten waren nichts weniger, als irrdisch. Nicht zeitliche Macht, nicht vergängliche Kronen, sondern ewige, unverwelkliche Glückseligkeit sollte das Erbe seiner Schüler sein. — Allein — wie wunderbar, wie anbetenswürdig sind die Anstalten unsers Gottes! Eben jene Lehre, welche uns zu Himmelsbürgern bilden sollte, mußte uns auch zu guten Bürgern des Staates bilden. Der Weg, der uns zur seligen Ewigkeit führen sollte, mußte uns auch zum zeitlichen Wohlstande führen. Das Evangelium der Kirche sollte zugleich die Grundfeste des Staates werden. Welch ein weit aussehender — aber

auch welch ein würdiger Gegenstand unsrer Betrachtungen! Wie angemessen unsern Zeiten, wie angemessen dieser heiligen Stätte ist er nicht! Lassen Sie uns heute ernstlich über denselben nachdenken, und entziehen Sie mir Ihre Aufmerksamkeit nicht, indem ich mir vornehme, Ihnen den wohlthätigen Einfluß des Christenthums auf das Beste des Staats zu zeigen.

I.

Wenn die Menschen sich freiwillig einem aus ihrem Mittel unterwarfen, so thaten sie dies einzig um des allgemeinen Besten willen. Ein Staat wird nur so lange glücklich sein, als der Fürst in seinen Schranken bleibt, und den Entzweck der bürgerlichen Gesellschaft zur Richtschnur seiner Handlungen macht. Sobald er diesen aus den Augen verliert, und sein Interesse von dem Interesse des Staats trennt; so ist es um die Glückseligkeit eines Volkes geschehen. Wie leicht ist aber nicht der Uebergang vom Besten des Staates zum Privatvortheile des Fürsten, vom Rechte zum Misbrauche, von der Regierung zum Depotismus! Durchgehen Sie die Geschichte aller Jahrhunderte; und Sie werden allenthalben die traurige Bestätigung dieses Satzes finden! Was läßt sich auch anders erwarten, wenn wir die Natur des menschlichen Herzens und den Gang seiner Leidenschaften beobachten? Der Regent ist allmächtig, ist ein Gott in seinem Staate. Er winkt, und es entstehen neue Schöpfungen um ihn. Er zürnt, und alle Hindernisse seiner Absichten schmelzen vor seinem Blicke, wie Wachs vor der Sonne.

Eine Menge Schmeichler und eigennütziger Sklaven umringen seinen Thron, und verkaufen ihm zu Allem, was er thut, ihren verführerischen Beifall. Er kennt keine Schranken seiner Gewalt, keinen Zaum seiner Begierden. Wie natürlich ist nicht alsdenn die Versuchung, die Vorrechte des Throns zu mißbrauchen, und aus einem Vater des Vaterlandes ein Tyrann zu werden? Wehe dann dem Volke, und wehe selbst dem Fürsten, wenn dem Ausbruche des verheerenden Despotismus kein Damm entgegen gesezt ist! Und dieser Damm, meine Brüder, ist das Christenthum. Dieses führt den Regenten auf die ursprüngliche Gleichheit der Menschen zurücke, und zeigt ihm jenseits des Grabes denselben Richter, vor welchem er, und seine Unterthanen erscheinen müssen. Mit warnender Stimme ruft es ihm zu: Fürst, sey eingedenk, daß du Mensch bist, daß du nur darum die Krone trägst, um deine Kinder glücklich zu machen, und daß auch du dort oben deinen Herrn hast! Diese Stimme sezt seinen Begierden Gränzen, schreckt den ausgestreckten Arm von der Gewaltthat zurücke.

Grundgesetze, Volksverträge sind nur äussere Bande, welche der Regent allemal durch gelehrte Miethlinge künstlich aufzulösen, oder mit dem Säbel zu zerhauen weiß. Aber die Stimme der Religion, diese redet laut in seinen Busen, mit Flammenzügen sind ihre Lehren ins Herz gegraben. Diese macht den Fürsten eigentlich zu dem, was er seyn soll, zum Vater seines Volks. Und dann welch eine Quelle von unbeschreiblichen

Gütern

Gütern ist dieses: Wie sehr wird dadurch die Liebe, das Ansehen, die Macht des Fürsten befördert? Die Herzen der Menschen sind elastisch, sie lassen sich von der Last des Depotismus nur einige Zeit lang zusammen pressen: aber in die Länge halten sie es nicht aus. Bei der kleinsten Veranlassung, bei der nächsten Gelegenheit fahren sie auf, und schnellen das Joch mit unbändiger Kühnheit hinweg. Aber die Fesseln der Liebe läßt sich der Mensch so gerne anlegen, an diesen läßt er sich führen, wohin man will.

Der geliebte Fürst gebiethet weit unumschränkter, als der gefürchtete. Ein Blick von seinem Vaterauge beseelt Tausende, und setzet Länder in Bewegung. Der Staat wird unter ihm zu einer guten Familie, deren Mitglieder unter einander wetteifern, dem gemeinschaftlichen Vater zu dienen. Dann ist der Souverain besser durch die Liebe seines Volkes gesichert, als durch Leibwachen und Schlösser. Denn was hat ein Vater, sagte einst ein weiser König, was hat ein Vater zu fürchten, wenn er unter seinen Kindern einher geht? — Und was sollen nicht die Kinder thun, wenn es ihr zärtlicher, kluger Vater besiehlt?

Alle Gesetze, alle Verordnungen bekommen doppelten Nachdruck, doppelte Dauer, und Kraft durch die Liebe. Und ist nicht die christliche Religion die Mutter der Liebe? Ist nicht der Geist des Evangeliums der Geist der Liebe? — Die Religion ist es also, welche den Regenten an seine Pflichten fesselt, und eben durch die Erfüllung dieser Pflichten sein und seines

Volks Wohl befestigt. Sie ist es, der die Gesetze ihre ganze Stärke zu verdanken haben. Denn was sind Gesetze ohne Sitten? Und was sind Sitten ohne Religion? Und welche Religion verbessert die Sitten mehr, als die Religion des menschenfreundlichen Jesus? Wie ungerecht ist nicht also der Philosoph, der Staatsmann, der diese als entbehrlich oder gar als verderblich für den Staat ansieht! wie ungerecht der Machiavellist, der sie aus dem Herzen des Fürsten verbannt, und blos als einen Zügel des Volks in seinen Händen sehen will! Wie grausam wirst du verkannt heilige Religion, wie undankbar von denen zurückgestossen, welche du glücklich machen willst! Wenn alle Hülfsmittel erschöpft, alle Schranken gesprengt sind, so bist du noch die einzige Lehrerin des Fürsten: du predigest ihm unter dem betäubenden Geräusche der Wohllust, und laut erhebt sich deine Stimme über die sanften Sirenengesänge des Schmeichlers. Findest du ein gutes Herz in dem Regenten, so machst du ihn zu einen wohlthätigen Engel, zu einer irrdischen Gottheit, zu einer unversieglichen Quelle des Völkerwohls. Und ist sein Herz nicht edel, ist es schon dem Laster verkauft, so schreckest du ihn doch zurücke, und zwingst ihn, weniger Böses zu thun.

Ja, meine Brüder, die sanfte menschenfreundliche Religion Jesus ist es, welche den Sterblichen gute Regenten gibt; sie ist es, welche den Despotismus auch dort verbannt, wo ihn Klima und andere Umstände begünstigen.

Menschen, wollet ihr sehen, wie wahr das sey, so vergleicht die christlichen Fürsten mit den heidnischen, oder muhammedanischen. Versetzet euch in die unseligen Gegenden, deren Beherrscher noch nicht durch die Stralen des Evangeliums sind erleuchtet worden.

Durchgehet die Jahrbücher der Vorwelt, und vergleichet die Fürsten des Heidenthums mit den Fürsten des Christenthums! Vergleicht die Blutströme, welche Griechenland und Italien in den Zeiten des Aberglaubens fließen sahen, mit dem sanften Geiste des Friedens, der die Geschichte des Christenthums, im Ganzen genommen, auszeichnet! Vergleicht sie, und sehet, ob nicht der Einfluß des Christenthums auf das Wohl der Staaten von Seiten des Regenten zu allen Zeiten der wohlthätigste gewesen sey.

II.

Allein hier dörfen wir noch nicht stehen bleiben. Eine Religion würde noch nicht die ehrwürdigste, die liebenswürdigste seyn, wann sie einen guten Vater bildete, aber die Kinder ausarten ließe, das ist, wenn sie nicht eben so wohlthätigen Einfluß auf den Staat von Seiten des Volkes, als von Seiten des Regenten hätte. Wie leicht ist es aber, dies von der christlichen Religion zu erweisen! aus Gründen und Thatsachen zu erweisen! Worinn besteht wohl die Glückseligkeit eines Volks? Ich glaube, in diesen zwei Stücken: Wohlstand von innen, und Sicherheit von aussen. Jener wird durch Aufklärung, Industrie, und Volksmenge bewirkt: diese ist die Frucht der Macht und Gerechtigkeit. Durch

Aufklärung werden die Sitten verfeinert, die Wissenschaften verbreitet, die Künste vervollkommnet. Industrie ist die Quelle des Reichthums, das Erhaltungsmittel des gesunden, und das Heilmittel des kranken Staatskörpers. Zur Industrie sind Hände vonnöthen, und aus dem Schoose der Industrie selbst entsteht die Bevölkerung. Anwachsende Volksmenge fordert mehr Nahrung, mehr Nahrung fordert mehr Fleiß, mehr Fleiß führt auf neue Erfindungen, und so dreht sich der Wohlstand einer Nation im Zirkel herum, und erzeugt sich aus sich selbst. — Ist dies die wahre Orthodoxie der Staatskunst? — Nun, so sind ja Staatskunst und Jesusreligion nicht Feindinnen, so ist ja diese die thätigste Freundinn, die Stütze der ersten, so wird ja das christlichste Volk auch das glücklichste seyn. Denn das Christenthum befördert erstens die Aufklärung, so sehr es auch seine Feinde von dieser Seite herabzuwürdigen suchen. Wenn es einige Geheimnisse lehrt, welche über den Gesichtskreis sterblicher Augen hinausgehen: wenn es in einigen wenigen Stücken Glauben statt Einsicht fordert; so läßt es uns dafür das ganze Feld der Natur frei, so streitet es mit keiner aus allen Wissenschaften, so legt es uns die Pflicht auf, die Wahrheit zu suchen, und unsere Kenntnisse zu vervielfältigen.

Das Gesetzbuch des Christen ist die Bibel. Welch eine Menge gelehrter Einsichten erheischt nicht die richtige Erklärung derselben! Wie viele Köpfe beschäftigt nicht ihr unermessener Umkreis! was haben nicht die Sprachkunde, die

Erdbeschreibung, die Geschichte, die Lektüre der Alten, die Kritik, die Auslegungskunst durch das Bibelstudium gewonnen! Und umgekehrt, was hat nicht die Kenntnis der Religion durch jene Wissenschaft gewonnen! — Und man behauptet noch, das Christenthum hemme die Aufklärung? Gesetzt aber, diese Beschuldigung wäre so richtig, als sie es nicht ist; hat nicht das Christenthum die Kenntnis unserer Pflichten die Volksmoral erweitert und allgemein gemacht? Vor achtzehnhundert Jahren war die Sittenlehre nur das Eigenthum weniger philosophischer Sekten, wurde nur in finstern einsamen Schulen gehört! Jezt wird sie auf dem Dache geprediget, wird dem Kinde schon im zartesten Alter eingeflößt, wird dem Hirten und Bauern so gut, als dem Handelsmanne und Gelehrten verkündet. Gesezt also auch, die Religion wäre keine Freundinn der Gelehrtsamkeit, so ist sie doch die Aufklärerin des Volkes in der wesentlichsten, nothwendigsten Wissenschaft, in der Wissenschaft des Rechts und Unrechts, so ist sie doch die Sittenlehrerin der Nationen.

Allein was nüzte diese Sittenlehrerinn dem Staate, wenn sie den Müßiggang, diese Pest der Länder, begünstigte? „Eine Religion, sagt einer von den neueren Bestreitern des Christenthums, Helvetius, eine Religion, welche uns die Erde als eine Pilgrims-Herberge schildert, und unsere Begierden in andere Welten zieht, wird eben keine fleißigen Ackersleute bilden. Eine Religion, welche den Reichthum für verderblich ansieht, und die Armuth als das höchste Gut

anpreißt, wird eben keine großen Handelsleute, keine industriösen Gesellschafter hervor bringen." — Verdient aber die Religion Jesus diese Vorwürfe? Ist sie wirklich der Industrie nachtheilig? Empfiehlt sie dieselbe nicht vielmehr auf das nachdrücklichste? Will sie etwa Müßiggänger bilden, wenn sie den Faulen durch den Mund Salomons zu den Ameisen hinweiset, um von ihnen Arbeitsamkeit und kluge Haushaltung zu lernen? Will sie der Trägheit das Wort reden, wenn sie durch Paulum ruft: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen? Ist sie die Beschützerinn der Unthätigkeit, wenn sie uns lehrt, daß wir von jeder Minute, die wir unnütz zugebracht haben, werden Rechenschaft geben müssen; Wenn sie den Müßiggang als die Quelle aller Laster, die Arbeit hingegen als die fruchtbarste Mutter der Tugend schildert? Schreckt sie vom Gewerbe, vom Feldbaue ab, wenn sie durch die heiligsten Gesetze Jedem sein Eigenthum sichert? — Freilich läßt sie uns bessere, unverwesliche Reichthümer, freilich erweitert sie unsere Hofnungen in die Gefilde der Unsterblichkeit. Aber sie verdammt nicht den Besitz, sondern den Mißbrauch des Reichthums, sie betrachtet ihn als ein Mittel, Gutes zu thun, wenn sie ihn gleich für das lezte Ziel unserer Wünsche zu klein glaubt: sie verspricht uns die künftige Seligkeit nur alsdenn, wenn wir in diesem Leben die Pflichten guter Menschen und rechtschaffener Bürger werden erfüllet haben. -- Sie will, der Reiche solle den Dürftigen laben, der Vater solle für seine Familie,

milie, der Fürst für den Staat sorgen: — Und sie verdammte die Industrie, dieses unentbehrliche Mittel zu Vermögen zu kommen? Nein, Himmelsreligion, solche Widersprüche lehrst du nicht! Wenn du die Armuth als ein Gut empfiehlst, so ist das nur die Armuth des Geistes, und wenn du die zeitlichen Güter zu verlassen räthst, so ist das nur für jene kleine Anzahl, welche du in deinen besondern Schutz genommen, und zu besondern Absichten bestimmt hast. — Haben die Menschen deine Lehren misverstanden, haben sie unter dem Vorwande der Armuth dem Müßiggange gefröhnt, haben sie ihre Köpfe und Hände aus frommer Dummheit für die Menschheit unthätig gemacht, und der Armuth etwa gar geschworen, um sie nicht zu ertragen; so ist das Misdeutung deiner göttlichen Philosophie, so ist es Frucht der Schwärmerey, nicht Vorschrift des Evangeliums. Dieses predigt nichts so sehr, als Arbeit, und Arbeit der einzelnen Glieder macht doch wohl die Industrie einer Nation aus, wenn sie zweckmäßig und vortheilhaft vertheilt wird? — Befördert aber das Christenthum die Industrie, so vermehrt es eben dadurch die Bevölkerung: Arbeit verschafft Nahrung, und wer Nahrung hat, der versagt sich nicht lange die Freuden und Vortheile des Ehestandes.

Ich übergehe die Vortheile, welche der Bevölkerung durch Aufhebung der Vielweiberey zugewachsen sind. Ich schweige von dem traurigen Zustande solcher Nationen, in welchen jene Feindinn der Bevölkerung herrschet.

Die Religion Jesu befördert also Aufklärung, Industrie, und Bevölkerung: sie gründet also den Wohlstand des Staats von innen. — Aber auch von außen sichert sie ihn. Durch seine Macht, eine natürliche Folge des Wohlstandes, macht er sich seinen Nachbaren ehrwürdig: durch die Gefälligkeit, durch die Gerechtigkeit, welche er gegen ganze Völker so gut, als gegen einzelne Menschen ausübet, macht er sich liebenswürdig. Wer würde eine Nation von lauter guten Menschen, von wahren Christen angreifen? Und wenn er's thäte, wie viele Hände würden sich nicht vereinigen, ein friedfertiges, wohlthätiges, menschenfreundliches Volk zu schützen? — Man sage mir nichts von den blutigen Kriegen, welche die Eingeweide christlicher Staaten zerrissen, nichts von den Verwüstungen, welche unter dem Vorwande der Religion, Länder entvölkert haben. Sie waren nicht Wirkung des Christenthums, sondern der Schwärmerey, und des Fanatismus. Wie ungerecht wären wir, wann wir sie auf Rechnung der liebenswürdigsten aller Religionen schreiben wollten! Und wenn eine Sache darum verworfen werden darf, weil sie mißbraucht wird, o! so müssen wir die Staatskunst, die bürgerlichen Gesetze, die jede gesunde Vernunft selbst verwerfen. — Wohlthaten hören nicht auf, Wohlthaten zu seyn, wenn sie gleich von Undankbaren, oder Unverständigen misbraucht werden.

O, meine Brüder! Wir wissen nicht, was wir der Religion schuldig sind! Wir gleichen wollüstig erzogenen Kindern, welche nie ein Kran-

ken-

kenhaus, oder eine Bettlerhütte gesehen haben, und ihren köstlichen Tisch, weil er ihnen täglich gedeckt wird, als eine ganz gleichgültige, ja nothwendige Sache ansehen.

Könnte ich Sie auf eine Anhöhe führen, von welcher wir die ganze Erdfläche übersehen könnten! Könnte ich Ihnen die unermessenen Länder zeigen, worinn der Aberglaube, und das Heidenthum thronet! Die Natur hat hier alles verschwendet, was ein Volk glücklich machen könnte. Und dennoch liegen die Felder öde, die Städte sind gegen die unsrigen einsam, die Dörfer selten, der Innwohner Anzahl äußerst geringe. Etliche hundert Muhammedaner oder Heiden ernähren sich kümmerlich, wo Millionen Christen im Ueberfluß leben würden. Scheint Ihnen dies zu übertrieben? Schauen Sie nur um sich her! Seit wann blühen um uns diese Weinberge? Seit wann grünen diese Saatfelder? Seit wann wimmelt diese Gegend von Menschen? Wer hat unsere Väter aus den Wäldern geführt? Wer hat sie vom Pferdefleisch entwöhnt? Wer hat sie zu Menschen, zu glücklichen Bürgern gemacht? Fragen Sie die Jahrbücher, und sehen Sie, ob nicht die Kultur Deutschlands mit dem Wachsthum der Religion in gleichen Schritten fortgegangen sey. Ja, meine Brüder, der Religion haben wir's zu danken, daß wir gesittete Menschen sind. Mir ist, als hört' ich sie rufen: „Menschen verkennt mich nicht! Schlagt nicht aus nach eurer Mutter, und tretet eure Freundinn nicht unter die Füße! Ihr waret roh, und ich bildete euch: ihr

waret unthätig, und ich beschäftigte euch: ihr waret ein kleines Häuflein, und ich vermehrte euch, wie die Sandkörner am Ufer des Meeres. — —

Fürsten der Erde, ich setzte euch Schranken, aber eben diese Schranken sind die Schutzmauern eures Thrones! Ihr könnt Gesetze geben, aber ich lehre sie beobachten. Wollt ihr gute Unterthanen haben, so seyd gute Christen! Völker! wollt ihr reich und mächtig werden, wollt ihr Wohlstand von innen, und Sicherheit von außen haben, so bleibt meinen Vorschriften getreu." Amen.

III.
Von der
Pflicht des Regenten,
das
Beste der Religion zu befördern.

Das himmlische Reich ist einem Senfkorn ähnlich, welches ein Mensch auf seinen Acker säete. Dies ist zwar eines der kleinsten Saamkörner; wenn es aber aufwächst, so ist es eines der größten unter den Kräutern, so daß es ein Baum wird, unter welchem Vögel sitzen, und ihre Nester auf die Zweige desselben bauen. Matth. XIII. 31. 32.

Wenn Fürsten zu beneiden sind, so sind sie es blos deswegen, weil sie einen größern Wirkungskreis, mehr Macht, und Gelegenheit haben, Gutes zu stiften, als andere Sterbliche. Wer ihre Größe, welche den fernen Zuschauer mit den heftigsten Stralen blendet, in der Nähe beschaut, wer das niederdrückende Gewicht der Krone, den Zwang des Purpurkleids, und die vielen Opfer, welche die Herrscherwürde von ihrem Besitzer fordert, genau und unpartheiisch beherzigt, der wird sich gerne mit dem Stande begnügen, welchen ihm die Vorsicht unter der niedrigern Menschenklasse angewiesen hat; der wird nie in Versuchung kommen, nach dem Zepter eines Fürsten mit neidischen

Blicken zu schauen. So wie ein Kind, das einst Länder beherrschen soll, in die Welt eintritt, wird es von feilen Höflingen und eigennützigen Sklaven umgeben, welche seinem unmündigen Verstande, der noch unfähig ist, sich gegen den Betrug zu wehren, jene Grundsätze aufzudringen suchen, bei dem sie in der Folge ihre Rechnung zu finden hoffen. Man durchforscht das Temperament, und die Neigungen des aufwachsenden Prinzen, man lockt jede seiner Leidenschaften künstlich hervor, nicht um sie zum allgemeinen Besten zu lenken, sondern um sie zu Werkzeugen seiner Privatabsichten, und eigennütziger Entwürfe zu mißbrauchen. Durch ein ewiges Geräusche, durch aufgehäufte Lustbarkeiten, und nichts werthe Beschäftigungen sucht man ihn stets von sich selbst, und von der Wahrheit zu entfernen. So wird ihm der Weg zur Selbstkenntnis, zur Kenntnis der Menschen überhaupt, und seines Volkes insonderheit verhauen: so werden ihm mit starken Ketten die Hände gebunden, Gutes zu thun, so wird er verrathen, ehe er wissen kann, wer seine Verräther sind. —

Welch ein Adlerauge gehört dazu, diese zu entdecken! Welch ein hoher Grad von Wahrheitsliebe, welch ein Fond von ununterdrückbarer Rechtschaffenheit muß nicht dem Fürsten zugestanden werden, der durch alle die Nebel der Schmeichelei dringt, durch alle Hindernisse der Erziehung und des Hoflebens hindurch zur Würde eines guten Regenten und Vaters seines Volks sich empor arbeitet! Dann, meine Brüder, dann verdient er erst bewundert und beneidet zu werden!

den! dann ist jeder Augenblick seines Lebens ein theurer Schatz für den Unterthanen, dann strömt Völkerglückseligkeit aus der reichhaltigen Quelle seines Herzens; dann wachsen Blumen und Früchte des Segens unter jedem seiner Tritte hervor.

Wer kann sie zählen, diese schönen Thaten, welche in seinem Busen erzeugt, und in seiner Hand zur Grundfeste der Glückseligkeit künftiger Jahrhunderte werde? Wie viele Wege stehen ihm offen, wie viele Mittel zu Gebote, Menschen, seine Brüder, glücklich zu machen! Und welch ein entzückender Anblick muß das für sein Vaterauge, welch eine berauschende Wollust für sein gefühlvolles Herz seyn, wenn er all das Gute um sich herum sieht, das er gethan hat, und das er noch thun kann! Jeder, der ihm eine Wunde seines Staats aufdeckt, wird ihm willkommen, jeder, der ihm seine Pflichten predigt, oder weise Entwürfe zur Vervollkommung seiner Regierung vorlegt, wird ihm ein Gesandter des Himmels seyn.

O! daß ich doch auch im Stande wäre etwas zu dieser Absicht beizutragen! Wichtige Wahrheiten vor den Thron des Fürsten zu bringen! Staatsmännern sie es überlassen, Plane für die Finanzen, Justiz und Polizei zu entwerfen, und vorzutragen! Dem Regenten zu zeigen, wie er dadurch das Wohl des Staats befördern solle. Hier aber an dieser heiligen Stelle will ich es wagen, zu zeigen, wie er das Wohl der Religion, von welcher das Wohl des Staats unzertrennlich ist, befördern könne, und solle. Man

müßte

müßte ungerecht seyn gegen die Verdienste der christlichen Kaiser und Fürsten, wenn man ihnen nicht einräumen wollte, daß sie vorzüglich die Verbreitung der wohlthätigen Religion Jesus bewirkt haben, und daß durch ihren Schutz das Senftkorn des Evangeliums, dieser so kleine — in einem Winkel der Erde versteckte Saamen, zu einem Baume aufschoß, der nun die ganze Erdfläche wohlthätig überschattet. Was jene gute Volksväter gethan, kann noch heute der Fürst thun. Und wie er es thun könne, durch welche Mittel er das Beste der Religion bewirken könne, dies zu zeigen ist die Absicht meiner heutigen Rede, und der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit.

I.

Nach den ersten Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts, darf keine Gesellschaft, sie mag Namen haben, wie sie will, errichtet werden, keine kann rechtskräftig bestehen, ohne sich der höchsten Absicht des Regenten zu unterwerfen. Auch die Kirche, oder die Gemeine derjenigen, welche sich zu einer gewissen Religion äusserlich bekennen, ist von diesem Gesetze nicht ausgenommen. Religion und Völkerwohl, Kirche und Staat sind so innig mit einander verflochten, daß der Fürst, der die Aufsicht über Religion und Kirche aus den Händen ließe, nur, oder kaum zur Hälfte regieren würde. Der Regent hat also das Recht der höchsten Aufsicht über die Religion. Die zweckmäsige Ausübung dieses Rechts ist das erste, nothwendigste Mittel, das Beste der Religion zu befördern.

Es versteht sich aber von selbst, daß diese Aufsicht sich nicht auf die Handlungen jedes Kirchengliedes insbesondere erstrecken muß. Dies wäre ein unbilliges, Menschenkräfte übersteigendes Begehren. Der Regent hat so gut, als andere Menschen, nur zwei Augen zu sehen, und nur zwei Ohren zum hören, und nur einen Kopf zum denken. Wie sollte er also im Stande seyn, jedes Glied der Kirche in Einzelnen kennen zu lernen? Wie sollte er nicht, wenn er dies wollte, eben dadurch das Größere und Wichtigere, die Uebersicht des Ganzen vernachlässigen müssen? Folglich sein Augenmerk nur hauptsächlich auf diejenigen gerichtet seyn, welche die Maschine der Religion, wenn ich mich so ausdrücken darf, unmittelbar in ihren Händen haben, und denen die Obsorge für die geistigen Bedürfnisse der Kirche anvertraut ist. Das Volk hängt ganz von seinen Lehrern ab: nach dem Charakter des Predigers sowohl, als nach seinen Worten bildet sich der große Haufen. Was sind die besten Gesetze, wenn sie nicht durch Mitwirkung der Religionslehrer dem geheiligt, und dem gemeinen Manne ans Herz gelegt werden? Welche Unternehmung des wohlthätigen Fürsten braucht nicht, um zu ihrer Reife gebramt zu werden, die Unterstützung derjenigen, welche das Herz des Unterthanen in Händen haben?

Wir haben Beispiele der schönsten Verordnungen, und der heilsamsten Gesetze, welche durch das Entgegenarbeiten des Aberglaubens und der Schwärmereien auf der Kanzel in ihrer Blüthe erstickt wurden. Alle große Staatsmänner sahen

hen daher die Mitwirkung der Geistlichkeit zur Ausführung gemeinnütziger Anstalten, von jeher als eine höchst wichtige, unentbehrliche Sache an. Nichts ist so gut, das der geweihte Thor nicht zu Grunde richte, aber auch nichts so schwer und unausführbar, das der Menschenfreund im Talar nicht betreiben und zu Stande bringen könnte.

Es kommt also unendlich viel darauf an, daß der Regent auf die Wahl, auf das Betragen, und auf den Unterhalt der Religionslehrer ein aufmerksames Auge habe. Stellt er Thoren zu Lehrern auf, was werden sie predigen, als Unsinn? Läßt er Gebrandmarkten die Hände auflegen, was darf man sich von ihnen versprechen, als Schande und Aergernis? Wenn er den blinden Haufen Blinde zu Führern giebt, werden nicht beide in die Grube fallen? Will er aber das nicht, will er Wahrheit und Tugend unter seinen Unterthanen ausgebreitet haben, o! so muß er genau den Werth derjenigen sichten, welche sich dem Lehrstuhle der Kirche widmen wollen. *Eine kleine Portion Sauerteig, unter einen großen Haufen Mehl gemischt, sezt die ganze Masse in Gährung:* und ein einziger Mann, dem Volke zum Lehrer und Muster aufgestellt, bildet die Sitten des ganzen Volkes um. Sorgfältig untersucht also der weise Regent, ob dieser Wissenschaft, und Tugend im hinlänglichen Grade besitze. Fehlt es ihm an Welt- und Menschenkenntnis, an Einsichten in die Religion, welche er predigen soll, und vorzüglich in den praktischen Theil derselben, an Bekannt-

schaft

schaft mit der Schrift, diesem Grundgesetzbuche des Christen, und an der Gabe der Bescheidenheit; so mußte der Regent ein Feind seines Landes, müßte ein Tyrann seyn, dem es Vergnügen wäre, über eine Heerde dummer Halbmenschen zu gebiethen, wenn er ihn auf den Lehrstul der Kirche setzen wollte.

Aber noch sträflicher würde der Schritt des Regenten seyn, wenn er dem Bösewichte diesen wichtigen Posten anvertraute. Der Mann von bösen Herzen, Gott! welch ein fürchterliches Uebel ist es nicht für die Menschheit, wenn er seine unedlen Begierden und Leidenschaften unter dem Kirchenrocke verbergen kann! Tugend ohne Aufklärung, wenn sie doch jemals existiren kann, stiftet wenigstens nichts Böses, ob sie gleich nicht alle das Gute erzeugt, daß sie am Arme der Aufklärung erzeugen würde: aber Aufklärung ohne Tugend, ein feiner Kopf mit bösen Herzen, ersticket jeden Keim des Guten, zertritt jede aufwachsende Tugend, und verbreitet Laster und Unheil rings um sich herum. Tugend und Wissenschaft müssen also nie von einander getrennt werden, wenn es um die Auswahl eines Volkslehrers zu thun ist.

Aber bei der Wahl, meine Brüder, darf der Regent nicht stehen bleiben. Sein Auge muß auch auf das nachherige Betragen des Mannes, den er wie einen Leuchter aufgestellt hat, gerichtet bleiben. Die Pflichten des Religionslehrers sind zu wichtig, zu mannichfaltig, als daß man nicht auf die gewissenhafte Erfüllung derselben genau sehen sollte. Menschen sind kei-

ne Maschinen, welche man nur aufziehen darf, um sie nach bestimmten, nothwendigen Regeln gehen zu machen. Sie sind veränderlich, und der hofnungsvollste Jüngling kann, auf einen wichtigen Posten gestellt, zum lasterhaften Manne herabsinken. Oft entwickelt sich erst im thätigen Leben der Keim des Lasters, der unsichtbar im Busen des unversorgten Mannes geschlummert hat. Unglücklich genug die Gemeinde, wenn dies der Fall bei ihrem Lehrer ist. Wenn er durch Handlungen niederreißt, was er durch Worte aufbaut! Wenn er durch niedrige Ausschweifungen, durch öffentliche Aergernisse die Religion, die er predigt, schändet, das Amt, mit dem er bekleidet ist, entehrt! Aber unglüklicher noch, wenn keine höhere Macht dem einreissenden Verderben steuert! Wenn der Fürst das unvermögende Volk dem Strome des Aergernisses Preis gibt, und den Wolf im Hirtenkleide nicht bessert, oder von der Heerde entfernt, die er grausam aufzehrt.

Welch ein weites Feld eröffnet sich nicht hier dem Fürsten, Böses zu hindern, und Gutes zu thun! Wie viel muß nicht die wahre Religion durch genaue Aufsicht über die Sitten der Volkslehrer gewinnen! Aber noch eins fehlet, meine Brüder, um den wohlthätigen Einfluß der obrigkeitlichen Aufsicht auf das Beste der Religion vollkommen zu machen. Der Regent muß nicht allein tüchtige Männer zu Lehrern aufstellen, sie nicht allein beobachten, er muß sie auch in solche äusserliche Glücksumstände versetzen, daß sie ihrem Amte mit Würde, und ohne qualende

Nahrungs-

Nahrungssorge vorstehen können. Das Studium der Religion fordert einen heitern, nicht mit Nahrungssorgen angefüllten Kopf: es fordert ein ruhiges — nicht mit den Seufzern der Armuth unterbrochenes Nachdenken. Wer des Morgens, wenn er erwacht, erst mühsam darauf sinnen muß, wie er die dringendsten Bedürfnisse des Lebens befriedigen soll, der wird sich nie zu jenen feierlichen Betrachtungen aufschwingen können, welchen der stille, sorgenfreie Philosoph in einsamen Stunden nachhängt. Nebst dem muß der Volkslehrer, die Liebe, das Zutrauen, die Hochachtung seiner Gemeinde besitzen, um nützlich zu seyn. Nun ist nichts fähiger dies zu bewirken, als Werke der Mildthätigkeit, von Priesterhänden ausgeübt. Wer schöpft aber Wasser aus einer ausgetrokneten Zisterne? Und wer pflükt Rosen auf dürren Heiden? Soll also der Volkslehrer nützlich seyn, so muß er durch den Regenten in den Stand gesezt werden, mildthätig zu seyn. Dann ist jeder Dankseufzer des Armen, jede Thräne des Unglüklichen, aus Erkenntlichkeit geweint, eine neue Stütze der Tugend, ein neuer Beweis der wohlthätigen Religion, und eine köstliche Frucht der weisen Aufsicht eines Fürsten, dem Religion, und vorzüglich praktische Religion am Herzen liegt.

II.

Aus dem Rechte der höchsten Aufsicht über die Religion, welche im Staate herrscht, oder geduldet wird, entsteht ein anderes, eben so wesentliches und unläugbares, nämlich, das Recht,

nützliche Verordnungen zum Besten der Religion zu machen. So, wie der Regent Alles, was in seinem Staate vorgeht, wissen muß; so muß auch Alles seinen weisen Gesetzen und Anstalten gehorchen. Die Zeiten sind vorbei, in welchen man dem Fürsten aus allerlei unkräftigen Gründen, dieses Recht, in Ansehung der Religion, streitig machte, und wohl gar entriß. Man sah' es endlich ein, daß gewissen Unordnungen und Mißbräuchen, welche die Diener des Altars entweder aus Eigennuz nicht haben wollten, oder aus Schwäche nicht haben konnten, nur durch die weisen und nachdrücklichen Verfügungen gekrönter Menschenfreunde gesteuert werden mußte. Nur die innere Ueberzeugung liegt ausser der Sphäre der weltlichen Macht. Ueber die Religion der Herzen hat kein Sterblicher zu gebiethen. Aber das ganze Aussenwerk, die ganze Schale, oder wenn ich mich so ausdrücken darf, das Kleid und die Verzierung der Religion ist in den Händen des Landesherrn.

Wenn er über alles zu gebiethen hat, was das allgemeine Beste des Staats erfordert, wenn ferner dieses allgemeine Beste des Staats mit der Aufklärung und Sittlichkeit des Volks innigst verbunden ist, wenn endlich Aufklärung und Sittlichkeit von dem Zustande der Religionsbegriffe, und des äusserlichen Gottesdienstes im hohen Grade abhängen: so ist ja offenbar, daß der Regent über all dasjenige, was zur äusserlichen Religion gehört, unumschränkt

zu gebieten habe. — Sie sehen von selbst, meine Brüder, wie mannichfaltige Mittel, der Religion wichtige Dienste zu leisten, dieses Recht dem Fürsten darbiete.

Keine Religionspartei besteht aus Engeln: Beide Vorsteher so wohl, als Zuhörer sind Menschen, und es ist aus der Natur der Sache selbst Gott unmöglich, eine Religion zu stiften, welche keinen Mißbräuchen, keinen Gebrechen, unterworfen wäre So lange Menschen sind, wird es in ihren Religions-Theorien Lükken geben, welche ausgefullt, Wunden, welche geheilt, schleichende, verjährte Krankheiten, welche gehoben werden müssen. Diese Lükken auszufüllen, diese Wunden zu heilen, diese Krankheiten zu heben, ist Pflicht und Recht des Fürsten. Ihm kommt es zu, die Kanzel von abergläubischen Legenden, von unnüzzen Kontroversen, und lieblosen Ausfällen auf anderst denkende Brüder zu reinigen. Er ist im Stande, die Sakramente durch äussere Anstalten ehrwürdiger, und ihren Genuß zweckmäsiger zu machen: von seinem Winke hängt es ab, das öffentliche Gebet herzandringend, belehrend, und wirksam zu machen: leeren Schall und Luftgetöse, bei welchen der Verstand nichts denkt, und das Herz nichts empfindet, aus den heiligen Mauern der Kirche zu verbannen: die Menschen immer mehr mit Gott und ihren Pflichten bekannt zu machen, und sie bis zum Altare durch Mittheilung der feierlichen Geheimnisse in ihrer Landessprache, hinzuführen. O! meine Brüder, Segen und Wonne

über das Haupt des Regenten, der dies alles in dem Maase thut, das ihm seine Macht, durch die Bescheidenheit gelenkt, vorschreibt! Sein ist das ganze Verdienst der Aufklärung, die dadurch verbreitet wird, sein die Früchte der Tugend, die dadurch gepflanzet wird, sein die Hofnung der künftigen Güter, welche dadurch dem Volke bereitet werden.

III.

Nur noch Eins meine Brüder! und das große Werk ist vollendet. Aufsicht und weise Verordnungen sind nothwendig, sind wirksam zum Besten der Religion; aber noch weit nothwendiger, noch weit wirksamer ist das Beispiel des Fürsten selbst. Wenn der Fürst sich selbst, als den ersten Unterthanen des Staats betrachtet, wenn er jedes Gesetz, das er zum Besten der Religion gibt, zuerst beobachtet, wenn er jede seiner Vorschriften durch zuvor kommende Befolgung heiligt; dann, meine Brüder, dann ist die Glückseligkeit eine Kirche, das Wohl der Religion dauerhaft gegründet! Dann wird nichts im Stande seyn, ihre Grundveste zu erschüttern!

Wer richtet sich nicht nach dem Fürsten? Und wer nimmt nicht den Ton des Hofes an? — Liegt der Regent, vor dem Könige der Könige, vor dem Ewigen, dem Allherrschenden auf den Knien, und faltet seine Hände hinauf zum Allvater, um Weisheit und Völkerwohl an ihm zu erflehen; fließt eine Thräne der frommen Empfindung

pfindung bei stiller Betrachtung der Religionswahrheiten über seine Wange, entwindet sich seinen Herzen vor dem Altare ein Seufzer der Andacht, vergißt der Herrscher in wehmüthiger Stellung seiner Würde, um vor den Augen seiner Brüder sich als Mensch, als Sünder, als ihres gleichen zu zeigen, wer wird da nicht gerührt? wessen Kniee wanken da nicht, und wessen Auge näzet sich nicht mit einer Zähre der Erbauung? Das gutherzige Volk wird bei diesem Anblicke mit Freude, und Eifer zur Tugend erfüllt: der leichtsinnige Jüngling steht betroffen da, und fühlt, wie unrecht er thue, wenn er die verehrungswürdigsten Dinge mit Kaltsinn behandelt: selbst der steife Höfling wird vom Uebergewicht des Beispiels niedergedrükt, und gezwungen, einer fremden Empfindung, wenigstens auf einen Augenblick, Platz in seinem Herzen zu machen. Zwar würde der Höfling eben so leicht die Tempel des Aberglaubens beschauen, oder vor einer Pagode im Staube liegen, wenn es der Wink seines Gebieters verlangte: seine Religion ist Politik, Vorstellung, Affenwerk: aber das thut nichts zur Sache, die Religion gewinnt doch dabei, wenn er auch wider seinen Willen, mit Anstand und Eingezogenheit bei ihren Verrichtungen erscheinen muß. Wenn nur Christus geprediget wird, sagt Paulus, so ist schon gewonnen, er mag aus guter oder böser Absicht geprediget werden! Wenn nur die Summe der Aergernisse in der Kirche Gottes vermindert wird, sie mag es aus Politik oder aus Ueberzeugung werden, so ist das schon Gewinnst

für die Menschheit, so ist die Masse des sittlichen Uebels schon geringer.

Das Beispiel des Regenten ist also das nachdrüklichste Mittel, das Beste der Religion zu befördern. So wie sich der Geschmak in der Kleidung, in den Lustbarkeiten, und in der Lebensart nach dem Modell des Hofes bildet; so bildet sich der sittliche Charakter der Unterthanen nach dem Betragen des Fürsten. Seine Laster werden die Laster der Nation, und seine Tugenden die Tugenden der künftigen Jahrhunderte.

Keines seiner Worte ist unfruchtbar an Folgen, keine seiner Handlungen leer an guten oder bösen Früchten. Sinnreiche und selbst mittelmäßige Einfälle, mit Fürstenlippen ausgesprochen, werden in den Jahrbüchern aufbewährt, und der späte Enkel wiederhohlet sie noch. Schritte, welche, vom Privatmanne gethan, keine Folgen haben, werden zu Mustern aufgestellt, so bald sie der Fürst thut. Nichts ist gleichgültig, nichts unbedeutend, was vom Throne kommt.

O! daß diese Wahrheit Keinen, den seine Geburt darauf gesetzt hat, je aus den Augen käme! daß sich die Großen der Erde nie eine Handlung erlaubten, ohne sie vorher sorgfältig überlegt, und die ganze Kette ihrer Folgen berechnet zu haben! daß sie strenges Gericht über sich selbst hielten, um der schärfern

Kritik

Kritik der unpartheiischen Nachwelt zuvorzukommen! Möchte doch jeder Regent ganz so handeln, wie er wünscht, daß die Welt von ihm urtheilen solle! Möchte ihm jede schöne Handlung, wodurch er das Reich der Tugend und der Religion erweitern und befestigen kann, theuer und willkommen seyn. Dann, meine Brüder, dann würde die Religion Jesus, die höchste Stufe ihrer Würde ersteigen, dann würde sie ihre seligen Früchte in vollem Maaße über das Menschengeschlecht ausgießen, und Segen und Wohlstand in allen Reichen stiften. Amen.

IV.

Von der gemeinschaftlichen Pflicht des Fürsten und des Bürgers, die Armen im Staate zu versorgen.

Machet euch Freunde mit dem ungerechten Reichthume, damit man euch einst aufnehme in die ewigen Wohnungen. Luk. XVI. 9.

Ich komme heute mit wichtigen Aufträgen zu Ihnen, ich trete vor dem Throne des Fürsten, und vor dieser ehrwürdigen Versammlung als Geschäftsträger unserer leidenden Brüder, als Anwald der gekränkten Armuth auf. Sie hören heute aus meinem Munde die Stimme aller der Unglücklichen, welche in dem weiten Gebiethe unseres Vaterlandes, und besonders in dem uns nähern Bezirke desselben unter dem schmerzhaftesten Druck der Dürftigkeit schmachten. Ich bringe ihre Thränen, ihre Seufzer, und was noch mehr ist, ihre heiligen Rechte vor Sie. Auch die Armen sind unsere Brüder, auch sie haben mit uns einerley Endzweck ihres Daseyns, gleiche Ansprüche auf Glückseligkeit. Diese Ansprüche geltend zu machen, ist die Absicht meiner heutigen Rede. Dazu berechtiget mich das Amt eines christlichen Religionslehrers, dazu fordert mich meine eigene Empfindung auf, dazu giebt uns das heutige

Evangelium den schicklichsten Anlaß. Jesus rufet uns am Ende desselben zu: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Reichthume, damit man euch einst aufnehme in die ewigen Wohnungen.

„Thut Gutes, will er sagen, damit es euch einst wohl ergehe: seyd mildthätig, damit ihr euch eine glückliche Zukunft bereitet. Lernt von dem ungerechten Haushalter die Kunst, euch für die Zukunft zu sichern: theilet von eurem zeitlichen Ueberflusse mit, wenn ihr nach höhern, nie versiegenden Freuden trachtet?

Dieser Ermahnung unsers göttlichen Religionsstifters wollen wir heute unsere Herzen öfnen, wollen alles Ernstes auf Mittel denken, das Schicksal der leidenden Armuth nach Kräften zu erleichtern. Wir werden aber diesen erhabenen Wunsch nie erreichen, meine Brüder, wenn wir nicht mit vereinigten Kräften, und nach einem festgesetzten Plane arbeiten. Nie werden wir das himmlische Vergnügen kosten, das Glück unserer dürftigen Brüder auf eine dauerhafte Weise zu gründen, und zu befestigen, wenn nicht beide, Fürst und Unterthan, nach einerlei Zwecke, mit gleichem Eifer, und nach denselben Grundsätzen hinarbeiten.

Uebereinstimmung des Fürsten und des Bürgers ist in allen Theilen der Staatsverwaltung von entschiedenem Nutzen, sie ist aber nothwendig, unentbehrlich, wenn von der Versorgung der Armen die Rede ist, weil diese nicht sowohl vom Zwange der Gesetze, als von den freywilligen Opfern guter Bürger abhängt.

So

So ausgebreitet auch die Macht des Regenten ist, so tief auch sein Arm in die verborgensten Triebräder des Staates eingreift, so voll auch die Quellen seiner Einkünfte sprudeln, so wird er doch nie das große Werk der Armenversorgung zu Stande bringen, wenn nicht die einzelnen Wohlthaten der Bürger sich in ihm als ihrem Mittelpunkte vereinigen, durch ihn zu einem Ganzen gesammelt, und dann erst nach einem festen und weisen Plane, gleich wohlthätigen Kanälen, wieder vertheilet werden. Wollen wir also wahre Retter der leidenden Armuth werden, so ist Uebereinstimmung zwischen dem Regenten und den Unterthanen unentbehrlich. Diese Uebereinstimmung zu befördern, ist die Absicht unserer heutigen Betrachtung, und ich werde mich zu diesem Ende bemühen, Ihnen zu zeigen, was der Regent und was der Bürger zum Besten der Armen zu thun hat. Die Armen haben gerechte Forderungen an den Regenten: der Regent hat aber auch gerechte Forderungen an die Bürger des Staats zu machen. Zwey wichtige, Ihrer ganzen Aufmerksamkeit würdige Sätze! Möchte ich doch so glücklich seyn, dadurch auf Ihren Verstand und auf Ihre Empfindsamkeit zu wirken! Möchten die Thränen der Armen, deren Rechte ich verfechte, nicht ohne Wirkung von Ihren Herzen abgleiten!

I.

Die Armen im Staate sind entweder fähig, sich ihren Unterhalt durch eigene Arbeit zu verschaffen, oder nicht. Sind sie fähig, sich zum Theile oder ganz vom Schweiße ihres Angesich-

tes

tes zu nähern, so müssen sie beschäftiget werden. Sind sie unfähig, auf solche Weise ihr Brod zu gewinnen, so müssen sie genähret und mit den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens versehen werden. Beides zu bewirken, ist die Pflicht des Regenten. Diese Pflicht wird ihm von der christlichen und philosophischen Sittenlehre aufgelegt, sie fließet unmittelbar aus dem Begriffe eines bürgerlichen Oberhauptes. Es ist ein allgemeiner unumstößlicher Grundsatz der christlichen und philosophischen Sittenlehre: Thue so viel Gutes, als du nach deinem Verhältnissen, und in der Lage, in welche dich die Vorsicht gesetzet hat, thun kannst. Hat dich der Himmel mit Reichthum gesegnet, hat er dich mit Macht und Ansehen ausgerüstet, hat er deinen Thron hoch über deine Brüder erhoben; so wisse, daß diese Güter nicht dein Eigenthum, daß sie dir nur geliehen sind, um durch eine treue Verwaltung derselben die Summe des Guten unter den Menschen, deinen Brüdern, zu vermehren. Wisse, daß du, wie der evangelische Haushalter, einst zur Rechenschaft wirst gezogen werden, und daß deiner ein schreckliches Gericht harret, wenn du die anvertrauten Sätze nicht in Umlauf gebracht, die Güter, welche du besaßest, nicht zum allgemeinen Besten bearbeitet hast. Wenn nach dem Ausspruche der Schrift der ein Sünder ist, der das Gute weiß, und doch nicht thut; wie vielmehr ist derjenige strafbar, der das Gute nicht allein weiß, sondern thun könnte, wenn er wollte, und doch nicht thut? Möglichkeit, Gutes zu thun, und Pflicht, Gutes zu thun, ist einerley.

nerley. Dies sind die Grundsätze, welche die Vernunft aufstellet, und die Religion heiliget. Wer fühlet aber nicht, daß in denselben der unwidersprechliche Beweisgrund des Satzes liege, daß der Regent verbunden sey, zur Beschäftigung und Verpflegung der Armen zweckmäßige Anstalten zu treffen? Wer kann mehr für diese Unglücklichen thun, als der Fürst? Wer kann stärker, dauerhafter, nachdrücklicher für sie wirken, als der, in dessen Händen die Macht und der Wille eines ganzen Volks liegen? Wessen Arm reichet weiter, und wessen Beispiel greifet tiefer ein, als der Arm und das Beispiel dessen, auf welchen alle Augen geheftet sind? Ihm fließen die Ströme des Nationalreichthumes zu: ihm gehorchen die Hände und Herzen von Tausenden: ihm stehen Werkzeuge und Mittel zu Gebothe, welche der Privatmann nicht einmal wünschen darf. Kann aber der Regent zum Besten der Armen wirken, besitzet er die Macht, das blutgefärbte Joch von ihren Nacken wegzunehmen; so ist es auch seine heilige, unerläßliche Pflicht, dies zu thun. Er ist ja der Vater des Vaterlandes, ihm hat sich der arme wie der reiche Bürger seines eigenen Bestens halber unterworfen: von ihm erwartet der Unglückliche mit vollem Rechte Trost und Hülfe. Zu wem soll sich die leidende Armuth wenden, als zum gemeinschaftlichen Vater? Bei wem soll sie Rettung suchen, als bei dem, welcher sie am leichtesten und sichersten retten kann? Der Fürst, meine Brüder, ist das Ebenbild der Gottheit auf Erden: wie dieser seine Sonne über alle Bewohner

der

der Erde aufgehen läßt, so muß auch jener die Stralen seiner Wohlthaten über alle Bürger seines Staates verbreiten, muß sie besonders über diejenigen verbreiten, welche ihrer am meisten bedürfen. Oder kann es ihm etwa gleichgültig seyn, eine Menge seiner Brüder vor seinen Augen darben zu sehen? Kann er glücklich seyn, wenn er sich nicht selbst das Zeugnis geben kann, daß er Alles um sich herum glücklich zu machen suche? Kann sein Herz sich dem Genusse irgend eines Vergnügens ruhig überlassen, so lange noch die Armuth um seine Palläste heult? — Nein, meine Brüder, nie wird der Regent mit sich selbst zufrieden, und folglich nie glücklich seyn, wenn er nicht aus allen Kräften sich bestrebt, das Schicksal der Armen zu mildern. Gesetzt auch, er wäre dies nicht den Armen schuldig, die doch auch seine Mitmenschen, Unterthanen und Brüder sind, so ist er's dem Staate schuldig, an dessen Spitze er steht. Oder ist es etwa nicht seine Bestimmung, seine wesentliche Pflicht, Alles zu thun, was den Wohlstand seines Volkes befördern oder erhöhen kann? Nun bedarf es aber keines tiefen Nachdenkens, um die enge Verbindung einzusehen, in welcher die Versorgung der Armen mit dem Wohlstande eines Volkes steht. Nie wird ein Volk den Grad von Glückseligkeit erreichen, den es erreichen kann und soll; wenn nicht Industrie und Moralität unter denselben herrschet. Wer weiß aber nicht, daß Industrie und Moralität in einem Staate, der keine Armenanstalten hat, nothwendiger Weise zurücke bleiben müssen?

Wird

Wird der arbeitsfähige Bettler nicht beschäftiget, so werden die Ereignisse des Landes nicht so bearbeitet, wie sie bearbeitet werden sollten, die Erde wird nicht so benutzt, wie sie benutzt werden sollte, das Gewerbe gedeihet nicht zu dem Grade, zu welchem es gedeihen sollte; Reichthum und Ueberfluß fließen nicht in den Adern des Staats, wie sie fließen sollten. So lange der Arme nicht beschäftiget wird, bleibt ihm nichts, als das Betteln übrig: er gewöhnt sich daran, er gewinnt diesen Zustand lieb, weil er weniger beschwerlich ist, als die Arbeit, er reitzet auch andere durch sein Beispiel zum Müßiggange, und zu allen den unseligen Folgen, welche aus diesem Laster quellen. Kinder, deren zarte Hände frühzeitig zur Arbeit gewöhnet, und deren weiche Herzen zur Tugend gebildet werden sollten, werden von ihren Eltern zum Betteln abgerichtet: so wird die Schamhaftigkeit, diese mächtige Schützerin der Tugend, gleich in der Blüthe des Alters erstickt: so wächst ein großer Theil der Jugend ohne Erziehung, ohne Religion auf: so wird die Sittlichkeit eines ganzen Volkes vergiftet, wenn dem verderblichen Betteln nicht nachdrücklich gesteuert wird. —

Der Fürst ist es also der Menschheit, dem Staate, seinem Amte schuldig, dieses fürchterliche Uebel durch zweckmäßige Anstalten zu tilgen, oder doch so einzuschränken, daß er nicht, wie ein bösartiger Krebs, die gesunde Glieder seines Staates anstecke. Diese Pflicht wird ihm von der Vernunft und von der Religion geprediget. Wie er aber bei Ausübung derselben zu

Werke gehen, was für Maasregeln er ergreifen, welchen Weg er einschlagen solle — dies gehört außer das Gebiet des christlichen Lehrstuhles. Hier scheidet sich die Sittenlehre von der Staatskunst. Jene zeiget nur, was die Großen der Erde thun müssen: diese lehrt, wie sie es thun müssen. Aber so weise und zweckmäßig auch immer die Mittel sind, welche der Regent zur Verpflegung der Armen wählet, so werden sie doch nie die rechte Wirkung hervorbringen, wenn nicht auch die Unterthanen gemeinschaftlich mit dem Fürsten arbeiten. Der Fürst hat also auch das Recht, an die Bürger, vorzüglich an die vermöglichen Bürger seines Staates Forderungen zu machen, und diese Forderungen sind der zweite Gegenstand unserer Betrachtung.

II.

Eine so schwere und weitaussehende Unternehmung, wie die Versorgung der Armen ist, kann ohne große Summen nicht ausgeführt werden. Der Regent hat also das Recht, von seinen begüterten Unterthanen solche Beiträge zu fordern, welche mit ihren Vermögensumständen und den Bedürfnissen der Armen im richtigen Verhältnis stehen. Die ordentlichen Einkünfte des Staats haben größtentheils schon ihre besondere Bestimmung: sie fließen so, wie das Blut im menschlichen Körper, im ewigen Kreislaufe: dieser Kreislauf darf nicht gehemmet, diese Ordnung darf nicht gestört werden, wenn nicht die schädlichsten Folgen daraus entstehen sollen.

Welche Summen fordert nicht die Sicherheit von außen, und die Ruhe von innen! Wie viele Hände und Köpfe müssen nicht zum Dienste des Staats beschäftiget und von den Einkünften desselben besoldet werden! Wie zahlreich und dringend sind die Bedürfnisse eines Fürsten, und wie viel gehört dazu, die Würde seiner Person, sein Ansehen, und seinen Einfluß auf fremde Staaten zu behaupten! Zu solchen Absichten, meine Brüder, sind die ordentlichen Abgaben des Bürgers bestimmt: sie sind also nicht hinreichend, den großen Aufwand zu bestreiten, welchen die Einrichtung und Erhaltung öffentlicher Armenanstalten erfodert. Es ist daher Pflicht des Bürgers, den Regenten durch freywillige und verhältnißmäßige Beiträge zu unterstützen, ihm die Mittel in die Hand zu liefern, ohne welche er nicht wirken kann, und so mit ihm und durch ihn ein Nährer und Retter der Armuth zu werden. Weigerst du dich, mein christlicher Mitbürger, dein Schärflein zum allgemeinen Besten beizutragen; so ist es dir nicht Ernst mit deinem Mitleiden gegen das Elend des Dürftigen, so ist deine Menschenliebe ein gemächlicher Wunsch, und deine Erwartung, die Armuth gerettet zu sehen, ein leerer Traum, eine Unmöglichkeit.

Die zweite gerechte Forderung des Regenten an seine Unterthanen ist pünktliche Befolgung der landesherrlichen Verordnungen, welche zum Besten der Armen ergangen sind. Ohne genaue Befolgung derselben, ohne gemeinschaftliches Hinstreben nach demselben Zwecke, wird

die Versorgung der Armen nie zu Stande gebracht werden. Wenn der Regent den Müssiggänger beschäftiget haben will, so sündigt der Bürger, welcher ihn ohne Arbeit nährt: wenn die Regierung den Bettel auf den Straßen und in den Häusern, und unter allen den verschiedenen Masken, unter welchen er sich verbirgt, abgestellt haben will, so erfüllt derjenige die Pflicht eines guten Bürgers nicht, der dieses verderbliche Uebel, diese Pest der Sitten aus misverstandener Güte in seinem Busen hegt, und durch gesetzwidrige Freygebigkeit ermuntert. Wer es wirklich gut mit den Armen und mit dem Vaterlande meint, dem müssen Anstalten und Gesetze ehrwürdig seyn, welche den Zweck haben, das Interesse der ersten mit dem Interesse des lezten zu vereinigen. Wer gemeinnützig geben will, muß nach den Vorschriften des Regenten geben. Eine Freigebigkeit, welche dieser entgegen läuft, ist unnütz, ist sträflich, ist Verbrechen gegen den Staat, und gegen die Menschheit. Unsere Mildthätigkeit höret darum nicht auf, freywillig zu seyn, wenn sie gleich durch jene Kanäle fließet, welche die höhere Macht gegraben hat. Sie ist um so verdienstlicher, je gemeinnütziger sie ist: sie hat alsdenn nicht allein das Verdienst der Menschenliebe, sondern auch das Verdienst des Gehorsams, der Vaterlandsliebe, des christlichen Patriotismus. Sie tilget nicht allein die Noth des Dürftigen, sie verbessert auch ihre Herzen: sie steuert nicht allein dem Hunger des hülflosen Waisen, sie bildet ihn auch zum Bürger: sie trocknet nicht allein die Thränen der

darbenden Wittwe, sie verstopfet auch die Quelle dieser Thränen, indem sie ihr eine dauerhafte, nicht von anwandelnden augenblicklichen Launen der Freygebigkeit abhängige Versorgung verschaffet.

Streitet unser Almosen wider die Absicht der Gesetze, so ist es mehr ein Raub, als ein Almosen; denn es wirkt nicht zum allgemeinen Besten, es stiftet das Gute nicht, das es stiften sollte, es befördert vielmehr die Unordnungen und Laster, welchen die öffentlichen Anstalten entgegen arbeiten. Es ist eine menschenfeindliche Menschenliebe, eine unbarmherzige Barmherzigkeit, wenn wir ein kleines Gut bewirken, um ein großes Uebel anzurichten. Unsere Güte ist Schwachheit, wenn sie nicht durch die Vernunft geleitet wird. Unsere Wohlthat gegen den Einzelnen ist Verbrechen, wenn sie dem Wohl des Ganzen entgegen steht. Nur jene Mildthätigkeit verdient den Namen der Tugend, welche sich nach dem Plane und nach den Vorschriften des Regenten richtet; und wer will ihm das Recht absprechen, eine solche von jedem Bürger seines Staats zu fordern? —

Vorzüglich aber, meine Brüder, hat der Fürst das Recht, von denen, welche die Güter der Armen verwalten, Uneigennützigkeit, Unpartheiligkeit, Fleiß, Pünctlichkeit und Treue zu fordern. Umsonst arbeitet der Regent, umsonst bringt der Bürger seine milde Gabe, wenn die Verwaltung der Armenkasse nicht in sichern, ehrlichen, unbestochenen, großmüthigen Händen ist. Wer eigennützig genug ist, sich für das

Amt, welches er zum Besten der Armen übernimmt, theuer bezalen zu lassen, der ist auch niedrig genug, seine Hände mit Raub und Untreue zu beflecken. Wem Vater oder Mutter, oder Schwester oder Bruder lieber ist, als Rechtschaffenheit, Billigkeit und Gerechtigkeit, der hat keinen Anspruch auf das Zutrauen seiner Mitbürger, an ihm wird die Armuth keine Stütze, keinen Retter finden. Wem seine Pflicht und das Wohl seiner Brüder nicht näher liegt, als jede Verwandschaft, Bekanntschaft, Freundschaft, wer keinen Sinn fürs Ganze, keinen Eifer für das allgemeine Wohl der Menschheit, keinen flammenden Patriotismus hat, der thue auf immer Verzicht auf die Verwaltung des mühsam zusammengebrachten Schatzes, aus welchem der Dürftige seinen Unterhalt schöpfen soll. Nur der ehrliche, der uneigennützige, der arbeitsame Mann, der, welcher sich über alle seine Privatverhältnisse, über alle seine Neigungen und Leidenschaften hinaus zu setzen weiß, nur der ist vom Himmel bestimmt, in den Händen des gemeinschaftlichen Vaters ein Werkzeug zur Rettung der Armen zu werden.

Keine Untreue ist unverzeihlicher, als jene, welche sich an der Habe der Unglücklichen vergreift: keine Nachläßigkeit ist grausamer, verdammter, sträflicher, als jene, welche den Armen gilt. Solche Untreue, solche Nachläßigkeit zu hindern, ist die Pflicht der Fürsten, und auf diese Pflicht gründet sich das unläugbare Recht, treue und fleißige Verwaltung des Armengutes zu fordern.

Erfüllen wir diese gerechten Forderungen, meine Brüder, unterstützen wir die Bemühungen unsers Regenten durch reichliche Beisteuer, durch pünktliche Befolgung der landesherrlichen Gesetze, und durch eine rechtschaffene Verwaltung des Armenpfennings; dann wohl dem Lande, das solche Bürger und solche Christen hat! Wohl dem Fürsten, der solche Unterthanen hat, und wohl den Bürgern, welche unter der Leitung eines solchen Fürsten arbeiten! Dann wird Wohlstand, Industrie, Sittlichkeit, Aufklärung, Tugend sichtbar unter uns verbreitet, dann werden unsere Augen nicht mehr durch den Anblick aufgezehrter Gerippe von Menschen beleidigt, unsere Ohren nicht mehr vom Wimmern des verschmachtenden Waisen geplagt werden. Dann werden wir ruhig und friedlich mit einander die Güter des Lebens genießen, dann werden jene goldne Zeiten der ersten Kirche wieder kommen, in denen nur ein Herz, ein Sinn, und eine Klasse der Gläubigen war, dann werden wir ächte, wahre Gepräge einer christlichen Gemeinde an uns tragen. Lassen Sie uns also, ich beschwöre Sie darum, reichlich, lassen Sie uns gern geben! lassen Sie uns thätig zum Besten der Armen mitwirken! Lassen Sie uns nach der Ehre streben, keinen Brodlosen mehr in unserer Mitte zu haben! Wir erfüllen dadurch die erste Pflicht des Christenthums, indem wir thun, was wir von Andern erwarten würden, wenn wir im ähnlichen Falle wären: wir bereiten uns und unsern Angehörigen eine Zufluchtsstätte, wenn vielleicht auch uns das

trau-

traurige Loos der Armuth treffen sollte: wir geben nicht, wir leihen nur aus, um einen Sicherheitsfond für uns und die unsrigen — denn ach! wer ist ganz vor dem Drucke der Armuth sicher? — zu errichten! Sparen Sie also nicht die Brosamen, die von Ihrem Tische fallen: öffnen Sie Ihre Hand dem Armen, dem Vaterlande, der Tugend, machen Sie sich Freunde von Ihrem Reichthume, damit Sie einst in die Hütten der Seligen aufgenommen werden! Amen.

V. Von der Mildthätigkeit.

Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Matth. XXII. 38.

Zu keiner Zeit wurde mehr von der Menschenliebe geschrieben und gepredigt, als in unserm aufgeklärten Jahrhundert. Menschenliebe ist der Gegenstand des Gesprächs in feinen Gesellschaften, der Gegenstand öffentlicher Lobsprüche in Journalen und Zeitungsblättern, und Menschenwohl der Entzweck, nach welchem die Vorsteher des Staats und der Kirche gemeinschaftlich hinstreben.

Unsere Väter geizten ehedem nach dem Rume eines tapfern Ritters, nach dem bluttriefenden Namen eines Helden: unser Stolz ist, für Menschenfreunde gehalten zu werden. Es scheint, als würde diese liebenswürdige Tugend nach den Fortschritten, welche sie bereits gemacht hat, die Modetugend, die Unterscheidungszierde unserer Generation werden. Männer von ausgebreiteten Kenntnissen und scharfem Blicke ins menschliche Herz haben Erziehungsbücher geschrieben, welche schon den zarten Säuglingen am Busen der Mutter menschenfreundliche Gefühle einflössen. Prediger haben sich's zum Geschäfte gemacht, die ganze Religion Jesus auf die Glückseligkeit des Menschengeschlechts, und folglich

auf die Verbindlichkeit, dieselbe in höchst möglichem Grade zu befördern, zurück zu führen. Staatsmänner, welche ehedem nur Friedenstraktate und Eroberungsplane entwarfen, sitzen jetzt einsam an ihrem Pulte, studiren Armenlisten durch, und sinnen auf Mittel, die Summe der Unglücklichen in ihrem Vaterlande zu vermindern. Selbst Dichter und Romanschreiber tragen zur Verbreitung der Menschenliebe das Ihrige bei, und sie dürfen auf den Beifall des Publikums fast in eben dem Maase rechnen, in welchem die sanften Gefühle der Menschenliebe aus ihren Schriften athmen.

Selbst der Hartherzige, der Geitzige, der Tyrann sieht sich gezwungen, wenigstens die Masque einer Tugend anzunehmen, ohne welche ihn weder sein Reichthum, noch selbst die Krone vor dem allgemeinen Hasse sichern würde. Alle Ausschweifungen und Vergehungen verzeihen wir gerne einem Jüngling, der Beweise eines guten, menschenfreundlichen Herzens giebt: und der keuscheste, frömmste, ordentlichste Jüngling darf sich wenig Freunde versprechen, wenn seine Handlungen nicht das Gepränge eines guten wohlwollenden Herzens tragen. Vorzüglich haben zu unsern Zeiten die Großen der Erde auf die Verpflegung der Armen ihr Augenmerk gerichtet, und man hatte Grund zu hoffen, die Anzahl der Dürftigen würde allmählig kleiner werden, und endlich gar verschwinden. Dennoch zeigt die leidige Erfahrung, daß sie, anstatt sich zu vermindern, vielmehr immer anwachse. Der so weislich verbothene, aber nichts desto weniger

 über-

überhandnehmende Gassenbettler, der weit beschwerliche Hausbettler, die beträchtliche Anzahl von Müßiggängern und Vagabunden, und der sich immer mehr vergrößernde Luxus sind mehr als deutliche Beweise davon.

Ich weiß nicht, meine Brüder, woran es eigentlich fehlt, daß die Menge der Armen, aller unserer Wünsche und Bemühungen ungeachtet, immer zunehme. Vielleicht ist die Menschenliebe bey Manchem nur Empfindeley, nicht männliche Empfindung: vielleicht fehlt es an fester Ueberzeugung, an richtigen Grundsätzen, vielleicht weiß man nicht, wie man das wesentlichste Gebot des Christenthums, das Gebot, seinen Nächsten zu lieben, wie sich selbst, erfüllen solle.

Sehen Sie, meine Brüder, die Gründe, welche mich bewogen, heute von der Mildthätigkeit, der ersten Tochter der Menschenliebe zu sprechen, und Ihrer Wohlthätigkeit jene Richtung zu geben, welche die Vernunft fodert, und die Religion billigt. Ich werde Ihnen zu diesem Ende zween wichtige Sätze darzuthun suchen, erstens: daß es Pflicht sey, mildthätig zu seyn, zweitens: daß es Pflicht sey, auf die beste für den Staat und für die Menschheit vortheilhafteste Art mildthätig zu seyn.

O möchte ich doch so glücklich seyn, durch meine Rede das Gefühl der Bruderliebe in den Herzen meiner Zuhörer zu wecken! Möchte ich im Stande seyn, die Zahl meiner leidenden Brüder zu vermindern, und die Summe wohlthätiger Handlungen zu vervielfältigen!

I.

I.

Es ist Pflicht mildthätig zu seyn. Ehe wir den Beweiß dieses Satzes aufstellen, müssen wir einige Begriffe entwickeln. Zuförderst müssen wir wissen, was eigentlich Mildthätigkeit sey. Mildthätigkeit, meine Brüder, ist eine Fertigkeit, den Armen von unsern Glücksgütern so oft und so viel unentgeldlich mitzutheilen, als oft durch solche Mittheilung mehr Gutes in der ganzen Menschheit wirklich gemacht, und mehr Böses verhindert wird, als durch Unterlassung derselben. Arm nennen wir demjenigen, der weniger hat, als er zu Bestreitung seines Lebensunterhalts, und der allgemeinsten äußern Bequemlichkeiten bedarf, so wie wir denjenigen reich nennen, der mehr von Glücksgütern besitzt, als er zu den verhältnißmäßigen Bedürfnissen, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens bedarf. Ich sage zu den verhältnißmäßigen Bedürfnissen; denn es kann ein Minister mit seinen Tausenden jährlicher Einkünfte nicht um einen Heller reicher — ja wohl ärmer seyn, als der Landmann mit etlichen hundert Gulden. Dieser stillet seinen Hunger mit wenigen Groschen eben so leicht, als jener mit eben so vielen Thalern; und jenem ist sein goldgesticktes Kleid eben so nothwendig, als diesem sein ländliches Gewand. Arm und reich seyn, ist also ein bloßes Verhältniß, welches aus der Vergleichung des Einkommens mit den nöthigen Ausgaben entsteht. Wer weniger einnimmt, als er braucht, ist arm: wer mehr einnimmt, als er braucht, ist reich. Nun ist aber die Welt nicht blos für die

Reichen

Reichen gebaut: auch die Armen sind geschaffen, um glücklich zu seyn, auch sie haben Anspruch auf die angenehme Empfindung des gegenwärtigen Lebens. Wie werden sie aber im Stande seyn, diesen Anspruch geltend zu machen, wenn ihnen nicht ihre reichern Brüder von ihrem Ueberflusse mittheilen? Die Mildthätigkeit ist das Band, welches Reiche und Arme zusammen knüpft: das Mittel, welches das Gleichgewicht in der moralischen Welt wieder herstellt. Ohne sie würden Reiche und Arme ewig von einander geschieden bleiben, würden ganz verschiedene Klassen von Menschen ausmachen: und hätte Gott nicht den Saamen der Wohlthätigkeit ins menschliche Herz gelegt, so wüßte ich nicht, wie ich die Güte und Gerechtigkeit Gottes, in Ansehung der Armen, rechtfertigen könnte. Schon dies wäre ein treffender Beweis, daß der Reiche verbunden ist, mildthätig zu seyn. Die Religion und das Beyspiel des menschenfreundlichen Jesus liefern uns eine Menge anderer.

Wie oft und wie nachdrücklich predigt uns nicht Jesus die Liebe des Nächsten! Du sollst deinen Nächsten lieben, spricht er im heutigen Evangelium, wie dich selbst: dieses Gebot ist dem Gebote, Gott zu lieben, gleich. Wie eifrig bestreitet er die Gefühllosigkeit der Pharisäer, welche den Till und die Krausemünze gewissenhaft verzehnten, aber die Wittwe darben lassen. —

Wie oft wiederhohlt er es, daß Mildthätigkeit mehr, denn Opfer sey. Wie wärtlich sorget er nicht für die Armen! Wie gerne theilet er seinen

gerin=

geringen Ueberfluß unter die Dürftigen aus! Und Paulus, dieser vom Geiste Jesus ganz beseelte Apostel, was thut er nicht alles, um seine dürftigen Brüder zu Jerusalem zu unterstützen! Er durchwandert ganz Griechenland, rennet von einer Stadt in die andere, bittet, ermahnet, beschwöret, mündlich und schriftlich, abwesend und gegenwärtig, die vermöglichen Griechen, und ruhet nicht eher, bis er Allmosen genug zusammen gebracht hat, die Nothleidenden Gläubigen zu Jerusalem zu ernähren. Bleibest du aber kalt bei diesen Gründen, welche die Religion dir vorleget, wirken auf dich, mein christlicher Bruder, die Lehren und das Beispiel Jesus und seines Apostels nicht; so beherzige doch deinen eigenen Vortheil; so theile von deinem Ueberflusse den Dürftigen deswegen mit, weil dies dein eigenes Beste fodert. Denn sehen Sie, meine Freunde, Gott hat das Interesse des Reichen und des Armen so innig mit einander verflochten, daß keiner des andern entbehren kann; er hat uns im eigentlichen Verstande die Mildthätigkeit zum Bedürfnisse gemacht. Denn, sagen Sie mir, meine Brüder, wo ist der Mann, der sich selbst genug wäre? Der Reiche, der sich nicht zuweilen in der Nothwendigkeit sähe, die Dienste des Armen zu gebrauchen? Der Mächtige, dem nicht auch der geringste Sklave, wo nicht nützen, doch schaden könnte! —

Unsere Begierden sind meistens größer und vielfältiger als unsere Kräfte. Wir brauchen also Hebel, den Abgang dieser zu ersetzen, und jene zu erfüllen. Bald fehlt es uns an körper-

lichen Kräften, bald an Kenntnissen und Einsichten, bald an Ansehen und Empfehlung.

Es giebt wohl mehrere Mittel, fremden Beistand zur Befriedigung dieser Bedürfnisse zu erhalten; aber das Leichteste, das Schönste und Dauerhafteste ist ganz gewiß die Mildthätigkeit. Diese ist eine Art von anziehender Kraft, welcher kein menschliches Herz, selbst das Herz des Fremden nicht widerstehen kann. Alles drängt sich um den Mildthätigen zusammen: auch jene, denen er nicht unmittelbar Gutes gethan, lieben ihn: er hat eben so viele Freunde, als er Bekannte hat. — Kommt es denn auch an ihn, daß er fremder Hülfe bedarf; so hat er ja Anspruch an das ganze Menschengeschlecht, so muß ihm jeder, der seine Güte empfunden hat, unter die Armen greifen. — Doch vielleicht giebt es Reiche, welche keines Menschen mehr zu bedürfen scheinen: Große, welche das Glück gleichsam isolirt, und vor allen Anfällen des Unglücks vermauert hat. Aber ist nicht auch diesen die Mildthätigkeit nöthig, um glücklich zu seyn? Sie haben Geld, Sklaven zu kaufen: und Peitschen, sie zu züchtigen. Aber haben sie nicht auch in ihrem Busen ein unwiderstehliches Verlangen, geschätzt und geliebt zu werden? Ist es ihnen gleichgültig, von ihren Mitmenschen mit Liebe, oder Haß, mit Achtung, oder Verachtung angesehen zu werden? Nun Liebe und Achtung erzeigen die Menschen nur denen, von welchen sie entweder schon Wohlthaten empfangen, oder doch zu hoffen haben.

Geld

Geld und Furcht wirken auf die äußern Kräfte der Menschen: aber nur Menschenliebe, Gefälligkeit, Mildthätigkeit wirken auf das Herz. Will also der Reiche geschätzt, will er geliebt, will er glücklich seyn, so muß er wohlthätig seyn. Doch setzen wir, ein Reicher hänge auf gar keine Weise von andern Menschen ab, er komme nie in dem Fall, wo die Menschen ihn seine Hartherzigkeit könnten fühlend machen, nehmen wir an, es sey ihm einerley, geliebt oder gehaßt zu werden; so straft ihn doch sein eigenes Bewußtseyn genug, so ist er doch darum schon unglücklich genug, daß er sich selbst so vieler, so köstlicher Vergnügungen beraubt, welche er durch Wohlthun hätte genießen können, — Wir sind von Natur aus so beschaffen, daß wir an Allem, was uns umgiebt, und vorzüglich an dem Zustande unserer Mitmenschen Antheil nehmen. Unmittelbar aus der Selbstliebe entsteht die Sympathie, welche uns alle Leiden und Freuden unsers Bruders mitfühlen macht. Erblicken wir einen Menschen, der unter heftigen Qualen seufzet, so entsteht unvermerkt das dunkle Gefühl in uns: solche Qualen können auch dir bevorstehen, so kann es auch dir ergehen, und kaum wird sich der Mensch, der noch nicht ganz seine Empfindungskraft abgestumpft hat, einer mitleidigen Zähre erwehren können. Er wird sich bestreben, die unangenehme Empfindung, die aus dem Anblicke fremden Elends entsteht, von sich zu entfernen, er wird auf Mittel denken, dem Unglücklichen zu helfen. Eben so machen wir die Vollkommenheit, die Glückseligkeit anderer

Men-

Menschen zu unserer eigenen, wir fühlen die Möglichkeit, die Hofnung, auch so vollkommen, so glücklich zu werden: wir fühlen uns schon deswegen glücklicher, weil wir im Stande sind, anderer Menschen Vollkommenheiten und Glückseligkeit zu erkennen und zu beurtheilen. Wenn erst zu diesem Anblicke der Glückseligkeit unserer Mitmenschen der Gedanke kommt: auch ich habe dazu beygetragen, ich habe als freye Ursache all dies Gute gewirkt, ich bin der Stifter dieser Vollkommenheit — o! wenn dieser Gedanke in uns aufsteigt; wer wird sie dann beschreiben, die unaussprechliche Wollust, welche unsere ganze Seele durchströmt? Gott! welch ein Himmel liegt in dem Bewußtseyn, Menschen glücklich gemacht zu haben! Euch nehme ich hier zu Zeugen, ihr Väter der Waisen, ihr Stifter öffentlicher Erziehungsanstalten, ihr Architekten der Glückseligkeit von ganzen Generationen! Wenn ihr die Waisen, dieses unglückliche — aber theure Eigenthum des Staats, durch eure Milde genährt, gepflegt, gebildet, heranwachsen sehet, wenn ihr sehet, wie eine Vollkommenheit dieser durch euch geretteten Kinder sich nach der andern entwickelt, wenn ihr dabey in die Zukunft hinausblickt, und alle die seligen Folgen eurer Mildthätigkeit beherziget; wenn ihr berechnet, wie viele Bürger ihr dem Staate, wie viele Gewerbs- und Geschäftsmänner der Menschheit, wie viele rechtschaffene Väter und Mütter der Nachwelt gegeben hat; wenn ihr das alles seht, und dann denkt: dies ist mein Werk; wo ist dann eine Glückseligkeit wie die eurige? Wo

ein Himmel, wie der eurige?— Wie elend, wie bedauernswerth hingegen sind die Reichen, die Großen, welche ihr angebohrnes, sympathetisches Gefühl haben stumpf werden lassen; sie, die am Wohlthun keine Seligkeit fühlen; sie, die von der Natur abgewichen sind, die sich die Quelle des reinsten, des edelsten, des dauerhaftesten Vergnügens verstopft haben? Sie strafen sich selbst, indem sie die unangenehmen Empfindungen, welche der Anblick fremder Noth auch wider ihren Willen erweckt, nicht entfernen; indem sie den seligen Gedanken nie denken können: ich bin der Schöpfer der Glückseligkeit meines Bruders geworden. Aber gottlob! daß es nur wenige solche Halbseelen giebt, welche gegen ihren Mitmenschen, und gegen sich selbst so grausam sind! Die Aufklärung hat auch hier dies Ihrige gethan: sie hat uns auf den feinern Theil unsers Ich, auf unsere geistigen Bedürfnisse aufmerksamer gemacht: sie hat den Reichen gelehrt, daß er nur alsdenn glückselig seyn könne, wenn er die Summe des Guten in der Welt durch Mildthätigkeit im höchst möglichen Grade vermehrt, und die Summe des Elends im höchstmöglichen Grade vermindert. Gottlob! Unsere Großen fühlen es, daß prächtige Festins, Triumphbögen und rauchende Ergötzungen die Leere des Herzens nicht ausfüllen können, daß das Vergnügen, wohlzuthun, das einzige sey, welches nie ekelt, nie unangenehme Folgen nach sich zieht, das Einzige, welches sie auch dorthin begleiten wird, wo alle andere Freuden entfliehen müssen, an das Sterbebette, und selbst bis jen-

seits des Grabes; sie fühlen sich nur darum und in so fern glücklich, weil, und in wie ferne sie Menschen glücklich machen können.

II.

Meine Brüder, wir sind nun überzeugt, daß es Pflicht ist, wohlthätig zu seyn. Aber diese Pflicht bringt eine andere mit sich, ohne welche jene nie mit gehörigem Nutzen kann ausgeübt werden, ich meine die Pflicht nicht allein mildthätig zu seyn, sondern auch auf die beste für den Staat und für die Menschheit vortheilhafteste Art mildthätig zu seyn. Wir müssen nicht allein Gutes thun, wir müssen es auch auf die beste Weise thun. Ein Satz, der sich aus der Natur des Menschen, und aus den Absichten Gottes unwidersprechlich beweisen läßt. Wir sind zu allem dem, und nur zu dem allein verbunden, was unsere Glückseligkeit entweder unmittelbar, oder mittelst der Glückseligkeit anderer Menschen befördert und vermehrt. Dabey ist unsere Seele so beschaffen, daß sie durch ein unabänderliches Gesetz des Wollens nicht nur das Gute verlangt, sondern auch von zwo guten Sachen allemal die bessere der andern vorzieht. Dies erhellet schon daraus genug, daß wir oft lange untersuchen, bedenken, berathschlagen, nicht ob etwas gut oder böse sey, sondern welches aus zwey oder mehrern das bessere sey. Wenn nun Verbindlichkeit nichts anders ist, als moralische Nothwendigkeit etwas zu thun oder zu unterlassen, so wird es doch wohl wahr seyn, daß wir verbunden sind, allemal das

zu

zu thun, was nach allen Umständen das Beste ist. Dieser Satz wird noch unwidersprechlicher, wenn wir den Willen Gottes, der eigentlich der Grund aller moralischen Gesetze ist, betrachten. Gott schuf uns zur Glückseligkeit: er schuf uns aber, weil er unendlich gütig ist, zu dem höchstmöglichen Grade von Glückseligkeit; den höchstmöglichen Grad von Glückseligkeit erlangen wir nun, wenn wir das Beste auf die beste Weise thun; Gott will also, daß wir das Gute, das wir thun, allemal auf die beste Art thun. Dieser Satz gilt von allen tugendhaften Handlungen überhaupt, und besonders von den Werken der Mildthätigkeit. Möchte er doch besser beherzigt, vorzüglich von jenen beherziget werden, welche jährlich und monatlich beträchtliche Summen unter die Armen austheilen, ohne deswegen das Wohl der Menschheit im Ganzen zu befördern, oder die Masse des menschlichen Elends merklich zu vermindern! Wir müssen unsere Mildthätigkeit nicht blos auf den unmittelbaren Gegenstand derselben einschränken, wir müssen sie auf das ganze Menschengeschlecht ausdehnen. Diesen Gesichtspunkt dürfen wir nie aus den Augen verlieren, wenn wir nicht den ganzen Zweck der Mildthätigkeit verfehlen wollen. Die Absicht derselben ist keine andere, als die Noth der Armen zu erleichtern, zu vermindern, oder gar zu tilgen.

Nun liegt aber nicht alles an dem, was man giebt, es liegt auch viel, sehr daran, wie man giebt. Es ist mit dem Almosengeben, wie mit

der Haushaltungskunst. Der kluge Oekonom richtet mit wenigen Thalern mehr aus, als der noch so genaue, aber unerfahrne mit tausenden. Eben so stiftet kluge Mildthätigkeit mit geringen Summen mehr Gutes, als unbesonnene Freygebigkeit mit Tonnen Goldes. Würde wohl derjenige für einen guten Menschen gehalten werden, der zum Beyspiele nur hundert Thaler unter die Armen vertheilte, da er doch zweyhundert geben könnte? Gewiß nicht; warum? Weil er nicht so viel Gutes thut, als er kann. Gesetzt nun, ein anderer, der mit jenen gleiches Vermögen hätte, gäbe jährlich zweyhundert Thaler; aber auf eine solche Art, daß er damit nicht mehr ausrichte, als jener mit seinen hundert Thalern, würde nicht dieser eben so sträflich seyn, als der erste? Gewiß, das würde er seyn: denn er thut nicht so viel Gutes, als er kann. Wenn wir also verbunden sind, mildthätig zu seyn, so sind wir auch verbunden, auf die beste Art mildthätig zu seyn. Diese zwo Wahrheiten erzeugen sich auseinander: sie lassen sich nimmermehr von einander trennen.

Nun wünschte ich nur noch ausführlich bestimmen zu können, welches die beste, für den Staat und für die Menschheit vortheilhafteste Art der Mildthätigkeit sey. Aber hier öffnet sich ein allzuweites Feld, das sich unmöglich in einer Kanzelrede übersehen läßt. Nur einige allgemeine Grundsätze will ich angeben, aus denen sich der denkende Menschenfreund einzelne Verhaltungsregeln ohne Mühe abziehen kann.

Es giebt verschiedene Arme in einem Staate: wahre und muthwillige Arme. Wahre Arme sind diejenigen, welche ganz ausser Stand sind, sich ihren nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen, z. B. Krippelhafte, simple Kranke, alte unvermögliche Leute, die keiner Arbeit mehr fähig sind. Muthwillige Arme hingegen sind diejenigen, welche durch Arbeit sich entweder ganz, oder doch zum Theil nähren könnten. Diese machen bey weitem den größten Theil der sogenannten Strassenbettler aus, sie gleichen den Heuschrecken, welche das Land vor dem Angesichte der wahrhaft Dürftigen aufzehren, und weil sie gemeiniglich unverschämter und zudringlicher sind, den wahren würdigen Armen das Almosen grausam entreisen. Ein Schauer, und ein heiliger Zorn ergreift den vernünftigen Menschenfreund, wenn er frische, gesunde Männer und Weibspersonen an der Strasse sitzen, und dem Vorübergehenden so lange mit Ungestümm zusetzen sieht, bis er ihnen das Geldstück hinwirft, womit er einen auf dem Strohbette lechzenden Greis hätte erquicken können.

Zu den muthwilligen Bettlern gehören auch diejenigen, welche unter dem Vorwande der Religion, und einer nach ihrem Wahn Gott gefälligen Armuth, Länder in Kontribution setzen, und von dem gebettelten Gelde Kapitalien anlegen, Beamte besolden, Lusthäuser bauen, und Mahlzeiten halten. —

Nun werden wir wohl nicht mehr lange zu untersuchen brauchen, welche von beiden Klassen der Armen unserer Mildthätigkeit, und vorzüglich der Mildthätigkeit des Fürsten würdiger sey. Wir würden uns wenig um die Menschheit verdient machen, wir würden vielleicht das menschliche Elend vermehren, anstatt es zu vermindern, wenn wir den Müßiggänger in seiner Unthätigkeit unterstützten; wenn wir uns durch seine Zudringlichkeit bewegen ließen, ihm neue Nahrung, und eben dadurch neuen Antrieb zur Lüderlichkeit zu geben. Nein, meine Brüder, wir müssen die wahren Armen, und nur diese allein bedenken, nur diesen müssen wir beyzuspringen suchen. Wir müssen uns gleichsam gegen die muthwilligen verhärten, um die wahrhaft Dürftigen den Pfennig, den nur sie verdienen, nicht zu entziehen. Jene können und müssen sich durch Arbeit fortbringen; und wer arbeiten will, dem fehlt es gewiß nicht an Gelegenheit dazu, am wenigsten in unsern gesegneten, an allen Landes- und Kunstprodukten reichen Vaterlande, und bey den häufigen Gewerb- und Baugeschäften, die allenthalben betrieben werden. Aber die wahrhaft Arme, diese wollen wir in dem einsamen Hütten, wo sie darben, aufsuchen, wollen die Thränen trocknen, welche sie in ihrer Verlassenheit weinen. Wir wollen unsere reichern Brüder zu gemeinnützigen Armeninstituten, zu Erziehungs- und Arbeitsanstalten ermuntern! Reiche der Erde, wollet ihr wirklich wohlthätig, wollt ihr's auf eine vortheilhafte, der ganzen

Mensch-

Menschheit nützliche Weise seyn, so gebt eure Summen nicht zerstreut, nicht Groschenweiße aus: sehet auf Waisenhäußer, auf Schulen, auf Spitäler, auf Lazarethe, und Invalidenhäußern. Hier, hier ist eigentlich der Ort, wo ihr das meiste Gute stiften, das meiste Uebel verhindern könnt: Hier ist es, wo ihr die Glückseligkeit späterer Generationen gründen könnt, daß ihr vom Geiste des Christenthums beseelt seyd, daß ihr eure Nächsten liebt, wie euch selbst!

VI.
Von den
Ursachen der Gefühllosigkeit
gegen
fremde Leiden.

Herr, hilf uns! wir gehen zu Grunde.
Matth. VIII. 25.

Wenn es gleich nicht in unserer Macht stehet, den Winden und den Wogen des Meeres zu gebiethen, wenn wir gleich mit keinen Wundergaben, keiner Herrschaft über die Schöpfung ausgerüstet sind; so fehlt es uns doch weder an Aufforderung, noch an Macht, manchem Unglüklichen die Thräne des Kummers zu troknen. Wir sehen oft am Ufer, und hören die Stimme Schiffbruchleidender Brüder, welche nach uns wehmüthig die Hände ausstrecken, und umgeben von den Schrecken des Todes, ausrufen: Helfet, wir gehen zu Grunde!

Wären wir ächte Schüler und Nachfolger des guten wohlthätigen Jesus; so würde uns kein Opfer zu groß dünken, das uns die Rettung eines Unglüklichen kosten würde. Wir würden jede Gelegenheit, Gutes zu thun, mit Sehnsucht aufsuchen, und mit Wollust ergreifen, wir würden keine Gefahr, und keine Arbeit scheuen, so bald es auf Verminderung des menschlichen Elends, auf Beförderung der allgemeinen Glück-

seligkeit ankäme. — Aber noch ist die Zahl der ächten Jesusschüler nicht so groß, als sie seyn sollte: noch scheinet die Empfindsamkeit, auf welche sich unsere Zeitgenossen so viel zu Gute thun, nicht fruchtbar genug an Wohlthaten, nicht wirksam und thätig genug zu seyn. Noch gibt es Menschen, welche nur für sich leben, mit ihren Vortheil, ihre Gemächlichkeit, ihre Vergrößerung suchen, aber bei dem Anblicke fremden Elends kalt und ungerührt bleiben.

Sie sehen ihre Brüder mit den Stürmen und Wellen des Lebens ringen; Sie hören ihren kläglichen Ausruf; aber sie fühlen nichts dabei. Sie machen keine Anstalten, ihnen zu helfen.

Wie kommt es aber, meine Brüder, daß es noch so frostige, untheilnehmende Christen giebt, da doch thätige Menschenliebe offenbar die Hauptursache, das Wesen, und das charakteristische Merkmal des ächten Christenthums ist? Warum gibt es Herzen, auf welche das Unglück ihrer Brüder keinen oder doch nur schwachen, augenblicklichen Eindruck macht?

Lassen Sie uns heute den Quellen dieses Uebels nachspühren, und die Ursachen aufsuchen, warum es noch so viele gefühllose Menschen gibt. — Wer eine Krankheit heilen will, muß die Entstehungsart derselben wissen, und wer ein sittliches Uebel zu tilgen gedenkt, hat schon viel gewonnen, wenn er den Ursprung desselben kennt. Wer aus uns wünscht aber nicht, die Gefühllosigkeit gegen fremde Leiden, dieses fürchterliche Uebel der Menschheit, aus allen Herzen vertilgt zu sehen? — Ich verspreche mir also

Ihre ganze Aufmerksamkeit; indem ich im Begriffe stehe, Ihnen die Quellen dieses schreklichen Uebels freimüthig aufzudecken.

I.

Nicht alle Leidenschaften des Menschen, meine Brüder, sind moralischen Ursprungs. Auch der Körper hat seinen Antheil an unsern Tugenden und Lastern, auch von ihm hängt ein groser Theil unsers Charakters ab. Dies gilt besonders, wenn von gröserer, oder geringerer Empfindsamkeit die Rede ist: Die erste Ursache, warum manche Menschen so wenig, fast gar kein Gefühl für die Leiden ihrer Brüder haben, mag wohl in der Beschaffenheit ihres Körperbaues liegen. Einigen Körpern hat die Natur feine, reizbare Nerven, flüchtige, geistige Säfte, weiche Herzen gegeben: andere sind aus rohen, keiner sanften Erschütterung fähigen Theilen zusammengesezt.

Das Nervensystem der ersten gleicht einem zarten, mit unbeschreiblicher Feinheit gearbeiteten Gewebe, das der leztern einem Büschel dicker, hartzusammengeflochtener Stränge. Die Fibern des ersten sind feine hochgespannte Saiten, welchen der subtilste Hauch einen Laut entlocket; die der leztern sind dicke, schlaffe Saiten, welchen kaum die heftigsten Erschütterungen irgend einem dumpfen Laut erzwingen. Häufige Beobachtungen über den menschlichen Körper und unbezweifelte Erfahrungen lehren uns, daß dieser Unterschied nicht blose Einbildung, son-

dern wirklich, und in der Natur gegründet sey. Aus diesem Unterschiede des Körperbaues läßt sich der verschiedene Grade der Empfindsamkeit erklären, welcher unter verschiedenen Nationen und in verschiedenen Erdgegenden herrscht. Er ist es, der unter den beiden Geschlechtern, aus welchen die Menschheit zusammengesezt ist, eine so auffallende Verschiedenheit in Rücksicht auf Empfindsamkeit stiftet; und er ist es, der denselben Menschen so umschaft, daß er sich selbst nicht mehr gleicht. So wie Krankheit oder zunehmendes Alter unsere Säfte träger, und unsere Muskeln weniger reizbar macht, so wird auch unsere Empfindsamkeit, wenn sie nicht durch tugendhaftes und vernünftiges Selbstbestreben erhalten wird, immer mehr abgestumpft. Es ist also unläugbar, daß der Körper auf die Härte und Weiche unsers Charakters großen Einfluß habe, es ist erwiesen, daß die Unempfindsamkeit so mancher Menschen mehr im Körper, als in der Seele liege.

Dies wäre also die erste und zugleich die verzeihlichste Ursache, warum so manche Herzen keines oder doch nur des schwächsten Mitgefühls fremder Leiden fähig sind.

Möchte sie doch auch die einzige seyn! Aber es giebt noch andere, welche weit allgemeiner, weit stärker wirken, aber dabei nicht so viele Entschuldigung verdienen, als jene.

II.

Ich meine die sittlichen Ursachen, unter denen der Eigennuz oben ansteht. Wenige Sterbliche

che besitzen Geistesgröße und Edelmuth genug, den großen Gedanken denken zu können: „Meine Glückseligkeit ist unzertrennlich von der Glückseligkeit des Ganzen. Ich bin nicht blos für mich geschaffen: ich muß auch, wenn ich meiner Bestimmung gemäß leben will, das Beste meiner Mitgeschöpfe nach Kräften zu befördern suchen.„ Dieses großen erhabnen Gedankens sind nur die Edelsten der Sterblichen fähig: Kleine Seelen hingegen schränken ihre Begierden nur auf sich selbst ein, und alle ihre Handlungen haben nur ihren unmittelbaren Vortheil zum Zwecke. Sie beziehen alles auf sich selbst, und so bald etwas sie nicht unmittelbar intereßirt, ist es für sie so viel, als wenn es gar nicht existirte. Der Eigennützige ist also keines Mitgefühls fremder Leiden fähig, so lange diese Leiden nicht auf seine eigene Glückseligkeit wirken. Mit kaltem Blute ließt er die traurigsten Geschichten der fürchterlichen Kriege, der verheerenden Seuchen, und aller der entsezlichen Uebel, welche je den Erdball überschwemmt haben. Ihm ist es gleichviel, ob die Menschen besser oder lasterhafter, aufgeklärter, oder dümmer werden. Wenn Städte in Asche zerfallen, und fruchtbare Länder durch Erdstöße in Wüsteneyen umgekehrt werden, so sieht er in seinem Hause gelassen zu. Theurung und Hungersnoth macht Tausende vor seinen Augen aufzehren: was kehrt sich der selbstische Mensch daran? Wenn nur sein Speicher voll ist, wenn nur seine Küche raucht; denn mag, seinetwegen, das halbe Menschengeschlecht in verzweiflungsvoller Armuth dahin darben.

O! meine Brüder, Eigennuz und Empfindsamkeit sind unversöhnliche Feinde miteinander: dieser kann unmöglich ein Herz erweichen, das jener schon versteinert hat. Wer nur sich überall sieht, nur auf seine eigene Rechnung denkt, nur seinen Vortheil sucht, der muß gegen die Leiden und Freuden seines Bruders unempfindlich bleiben: dessen Herz ist für die Menschheit auf immer verloren. Freundschaft, Mitleid, Wohlthun, Liebe, sind seinen Ohren fremde Namen, sind lächerliche Fantomen, denen er nicht nachjagen will. Güte des Herzens ist Schwachheit in seinen Augen, und zärtliches Gefühl nennt er kindische Empfindeley. Seine Kasse ist sein höchstes Gut, und was diese nicht anschwellt, hat auch keinen Reiz für seine stählerne Seele.

III.

Vielleicht ist der Eigennuz die allgemeinste, und fruchtbarste Ursache der Gefühllosigkeit unter den Menschen, vom niedern und Mittelstande. Aber die Gefühllosigkeit der Großen hat meistens ihren Grund in dem Stolze, der so gerne in ihrem Herzen Wurzel faßt, und durch so viele Mittel genährt wird. Ach! meine Brüder, wir kommen hier an eine traurige Wahrheit, welche dem stillen Menschenfreunde manche Thräne entlockt. Wenn der Stolz einmal das Herz eines Großen erfüllt hat, dann gute Nacht Empfindsamkeit, gute Nacht, Menschenliebe! Und wie leicht findet er nicht Eingang, wie natürlich — fast sollte ich sagen — wie unwiderstehlich ist nicht einem Großen der

Gedan-

Gedanke: Ich bin kein Mensch, wie andere, ich bin ein Wesen von einer höhern Klasse, und meine Unterthanen sind nur Lastthiere, welche die Vorsicht zu meinem Dienste bestimmt hat. Sie sind wirklich zu bedauren, die Fürsten der Erde, welche einmal auf diesen unseligen Gedanken verfallen sind. Ach! es ist nicht immer ihre Schuld: oft, und vielleicht allemal liegt der Keim ihres Stolzes in ihrer Erziehung, und in der Auswahl ihrer Jugendgesellschafter. Mancher Regent wird zur Ruhe der Nationen erzogen, ob ihn gleich die Natur zum Vater derselben bestimmt hatte.

Manches Herz wird durch die Schmeicheleien der Höflinge, und durch die verführerischen Lobsprüche eigennütziger Sklaven vergiftet, und zur Quelle des menschlichen Elends umgeschaffen, da es doch der Himmel zum Seegen eines Volks gebildet hatte. Der junge Fürst wird, ehe er noch die Pflichten seines Standes kennt, mit den Vorzügen und Vorrechten desselben bekannt gemacht: man versäumt keine Gelegenheit, ihm diese auf das nachdrücklichste einzupredigen: man läßt ihm nie fühlen, daß er Mensch ist. — Alles, was er um sich sieht, hängt an seinen Augen, und erwartet Leben oder Tod von seinen Händen. Ein Wink, und Tausende sind in Bewegung: ein Wort, und Tausende liegen vor ihm auf den Knien: ein gefälliges Lächeln, und sein Hof wird in dem Augenblicke zum Paradies: eine ernsthafte Stirne, und die Natur scheint um ihn herum zu verstummen: eine trotzige Miene, und seine Sklaven erblassen in Todesäng-

desäng-

desängsten. Niemand wagt es, ihm zu widersprechen, niemand ist stark genug, ihm die Wahrheit zu sagen. — So wächst der junge Länderbeherrscher heran, und — was für eine große, ausserordentliche Seele gehört dazu, sich in einer solchen Lage vor dem Stolze zu bewahren! Welches Auge ist scharf genug, durch den dichten Nebel des Weihrauchs, den die Schmeichelei täglich vor dem Fürstenthrone verbrennt, durchzuschauen, und die Wahrheit zu sehen: ich bin ein Mensch, wie andere Menschen? — Ist aber diese Wahrheit einmal aus den Augen des Fürsten verschwunden, ist der Begrif von der ursprünglichen Gleichheit des Menschen aus seinem Verstande weggewischt; dann hört auch die Empfindung für das Elend der Menschen auf. Dann rührt ihn das Geheul eines hungernden Bruders weniger, als das Geheul seiner Hunde: dann fühlt er bei dem Unglücke seiner Unterthanen weniger Mitleid, als bei der Krankheit seiner Lastthiere; dann glaubt er sich allein berechtigt, die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, dann beraubt er seine Brüder jedes unschuldigen Vergnügens, jedes fröhlichen Augenblicks; dann ist seine Kaprize höchstes Gesez, und seine Willkühr die Axe, um welche sich alles herum dreht. Ein Herz, das von sich selber ist, hat keinen Raum, und an fremden Leiden Theil zu nehmen. **Ein stolzer Mensch ist ein gefühlloser Mensch.**

IV.

Die vierte Quelle der Gefährlichkeit ist **beständiges Wohlergehen.** Wir glauben niemand

mand mehr, als unsrer eigenen Erfahrung: und nichts fühlen wir besser, als unser eigenes Leiden. Fremdes Leiden macht nur in so ferne Eindruck auf uns, als es irgend eine gleiche Idee, oder gleiche Empfindung in uns rege macht. Wer selbst viel gelitten hat, der weiß auch mit andern Mitleiden zu haben. Wer selbst unter dem Drucke des Schicksals geseufzet hat, der weiß auch die Qual seines Bruders sich eigen zu machen. Durch Widerwärtigkeiten wird das menschliche Herz so zu sagen — mürbe gemacht, wird fähig an den Guten und Bösen, was seinen Mitbrüdern begegnet, Theil zu nehmen. Aber wenn einem Sterblichen die Sonne des Glücks immer lächelt, wenn er weder die Noth der Armuth, noch die zerstöhrende Gewalt der Krankheiten, noch den Druck der Verfolgung ausgehalten hat; dann weißt er sich nicht in die Lage der Armen, des Kranken, des Verfolgten zu versetzen. Ihm scheint der Hunger bei weitem kein so quälendes Uebel zu seyn, als es der Arme schildert; denn er hat nie selbst gehungert. Ihm kommen die Seufzer des Patrioten auf dem Krankenlager weibisch und übertrieben vor, denn er hat nie selbst darauf gelegen. Ihm dünkt die ungerechte Bedrückung noch ziemlich erträglich, denn er hat nie empfunden, was das ist, mit reinem Gewissen verkannt, und unschuldig unter die Füße getreten zu werden! Sorglos und unbekümmert, wie es andern Menschen gehe, lebt der reiche, gesunde, angesehene Wohllüstling dahin, genießt die Freuden des Lebens, und hütet sich, irgend einer men-

schen-

schenfreundlichen Empfindung Zeit zu lassen, in sein Herz einzudringen. Seine Bedienten haben Befehl, jeden Unglücklichen von seinen Schwellen abzuweisen, um ihn im Genusse seines Vergnügens nicht zu stöhren: und wenn ihm, wider seinen Willen dennoch zuweilen ein solcher aufstößt, so wendet er die Augen lieblos hinweg, und sagt zu seinem aus Naturzwang sich empörenden Herzen: Schweige! Stöhre mich nicht mit unzeitigen Empfindungen! Ueberlaß dich dem vollen Genusse des Lebens, und kehre dich nicht an andere Menschen, welche die Vorsicht nicht würdig gefunden hat, glücklich zu seyn. So sagt der felsenharte Mann zu seinem Herzen, und eilet fort in die Arme der Wollust, um darinn einzuschlafen, und zu vergessen, daß er Mensch sey, und daß er unglückliche Brüder habe.

V.

Soll ich Ihnen noch eine Quelle der Gefühllosigkeit aufdecken? Ach! wir haben deren schon so viele gesehen: und dennoch ist noch eine übrig, an welche vielleicht die wenigsten Menschen gedenken. Die Religion, — wer sollte es glauben — selbst die Religion des menschenfreundlichen Jesus wird oft durch schiefe Anwendung ihrer Grundsätze zur Quelle, und zugleich zum Deckmantel der Gefühllosigkeit gemacht. Jesus war selbst der zärtlichste Menschenfreund: das gefühlvollste Herz schlug in seinem Busen. Die Stimme der leidenden Menschheit erweckt das thätigste Mitleiden in ihm, und der Anblick der unglücklichen Stadt Jerusalem erzwang seinen

Augen bittere Thränen. Seine Lehren sind ganz vom Geiste der Liebe beseelt, menschenfreundliche Empfindung athmet aus jeder Zeile seiner Lebensgeschichte. Und dennoch gibt es Leute, welche sich seine Nachfolger nennen, und eiserne Herzen im Leibe herumtragen: Leute, welche, das Evangelium in der Hand, Ungerechtigkeiten unterschreiben, Priester, welche am rauchenden Altare auf Menschenelend, und Brudermord denken können! Weil Christus gesagt hat: **Wer seinen Vater, oder Bruder mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht würdig;** weil er gebothen hat, Alles zu verlassen, und ihm nachzufolgen; so glauben fromme Thoren, sie müssen allen Verbindungen der Natur, allem Gefuhle der Menschlichkeit entsagen. Weil Jesus von uns fodert, unsere Leidenschaften zu bezähmen, und den Begierden unsers Herzens vernünftige Schranken zu setzen; so will der unphilosophische Aszet alle Leidenschaften erstickt, alle Begierden vertilgt, will seinen Schüler zu einer Maschine, zum gefühllosen Blocke umgeschaffen haben.

Noch ein anderer religiöser Irrthum, meine Brüder, erzeugt in manchen Herzen Gefühllosigkeit. Offenbar hat die Religion Jesu den Endzweck, nicht nur die ewige, sondern auch die zeitliche Glückseligkeit der Menschen zu befördern, uns nicht nur zum Genusse der Himmelsgüter vorzubereiten, sondern schon jezt uns den frohen Genuß der Erdengüter zu lehren. Aber das will der Aberglaube nit verstehen: er sieht nur auf die Glückseligkeit des künftigen Lebens,

und

und hoffet dort desto glüklicher zu werden, je weniger er die Freuden des irdischen Lebens genossen hat. Sein Gott ist nicht der gute, wohlthätige Gott des aufgeklärten Christen, er ist ein harter Gott, der sich an den Leiden der Erdewürmer weidet, und sie nur alsdenn belohnen will, wenn sie sich hier durch übertriebene Bußwerke, durch freiwillige Enthaltung von erlaubten und vernünftigen Vergnügung quälen, wenn sie ihm ihre irdische Glückseligkeit zum angenehmen Opfer schlachten. Wer aber gegen sich selbst unempfindlich ist, wer sich selbst martert, der wird auch, der muß gegen andere unempfindlich seyn, der wird die Marter seines Bruders mit kaltem Blute ansehen. Dies, meine Brüder, ist die Frucht jener verderblichen Sittenlehre, welche in den Einöden Egyptens erzeugt, durch schwärmerische Köpfe in unsere Gegenden verpflanzt, und in den düstern Wohnungen der falschen Andacht genähret wurde.

Daher ist es so selten, so äusserst selten, unter einer gewissen Menschenklasse einen Mann von Empfindung zu finden. Daher so viele Priester, und Leviten, welche vor dem im Blute liegenden Wanderer ungerührt vorüber gehen.

Lassen Sie uns nun nicht mehr lange fragen, warum so manche Menschen gegen die Leiden ihrer Mitmenschen unempfindlich sind. Wir haben leider! zu viele Ursache dieses Uebels gesehen. **Körperliche Beschaffenheit, Eigennuz, Stolz, beständiges Wohlergehen, gemißdeutete Religion** — welche reichhaltige Quellen der Gefühllosigkeit! Daß doch jeder

aus uns sich bestreben möge, sie in sich, und in seinen Mitmenschen zu ersticken! Möchten wir mit vereinigten Kräften einem so schrecklichen Uebel entgegen arbeiten: Möchten wir wenigstens die moralischen Ursachen desselben zu tilgen suchen, wenn es nicht in unserer Macht stehet, die physischen zu zerstören! Möchten wir dem Eigennutze, dem Stolze auf immer entsagen! Möchten wir nie allein genießen, möchten wir in den Armen des Glücks noch Gehör und Gefühl für fremdes Elend beibehalten! Möchten wir die liebenswürdige Religion Jesu nie durch Gefühllosigkeit entehren, möchten wir unsern höchsten Ruhm und unsere Glückseligkeit darein setzen, uns mit den Fröhlichen zu freuen, mit den Weinenden zu weinen, und jeden leidenden Bruder nach Kräften zu unterstützen. Amen.

VII. Von

VII.
Von den
Quellen des bösen Argwohns
und
des lieblosen Urtheils.

Was habt ihr da für arge Gedanken. Matth. IX. 4.

Wer die Menschen kennt, wird nie von ihnen erwarten, daß sie einen großen Mann unangetastet und ungekränkt lassen sollen. Nur mittelmäßige Köpfe dürfen auf Ruhe und Gemächlichkeit rechnen: nur solche sind dem großen Haufen erträglich. Sie werden nicht gelästert, weil man sie nicht kennt: sie leben ruhig, weil sie nichts an sich haben, das den Neid ihrer Brüder reizen könnte. Aber der Mann von ausgezeichneten Talenten, von überlegenen Einsichten, von außerordentlicher Geisteskraft — Ha! der ragt zu sehr hervor, als daß ihn nicht der Alletagsmensch beneiden sollte: er ist zu edel, zu groß, als daß man ihn nicht hassen sollte. Zwar steht es zuweilen in seiner Macht, den Glanz seiner Verdienste durch Bescheidenheit zu mäßigen, und durch Herablassung sich einige ruhige Augenblicke zu verschaffen. Aber wie wenig schützet ihn die Bescheidenheit im Ganzen? Wie wenig gewinnt er durch seine Herablassung? Die Sonne bleibt immer Sonne, wenn sie sich gleichwohl zuweilen hinter einer schattichten Wol-

ke verbirgt. Sie kommt über kurz oder lange doch wieder in vollem Glanze hervor, und beleidigt das blöde Auge der Nachteule, welche mehr Freundin der Finsternis, als des Lichtes ist. Wer war bescheidener, nachsichtiger, schonender, herablassender, demüthiger, sanfter, als Jesus von Nazareth? Und was gewann er durch all dies über die Herzen der boshaften Pharisäer? Waren sie darum weniger ungerecht in ihren Urtheilen, weniger bissig in ihren Aeußerungen über ihn? Betrachten Sie nur, meine Brüder, die Geschichte, welche uns das heutige Evangelium erzählt. Jesus hatte einem vom Schlage gelähmten Menschen Trost und Hoffnung eingesprochen, hatte ihm, weil er ihn reumüthig vor sich liegen sah, die Versicherung gemacht, daß ihm Gott in Ansehung seiner Reue seine Sünden vergeben habe. — Sey getrost mein Sohn, spcach er, deine Sünden sind dir vergeben. Was war Böses, was verdächtiges in dieser Rede? — Aber in den Ohren der Pharisäer war sie nichts geringeres, als eine Gotteslästerung. "Nur Gott kann Sünden vergeben, sprachen sie bey sich selbst. — Wie wagt es also dieser Sterbliche, Sünden zu vergeben? Er maßt sich eines Rechts an, das nur dem Allerhöchsten gebühret: wahrhaftig, er ist ein Gotteslästerer! — Wir fühlen alle die Ungerechtigkeit des pharisäischen Urtheils: wir verabscheuen die Schwärze solcher Seelen, welche die Herzensgüte, mit der Jesus einen leidenden Bruder zu trösten sucht, zum Verbrechen, zur Gotteslästerung machen! Was habt ihr da für arge

Gedan-

Gedanken, möchten wir diese Ungeheuer anreden, was fället ihr für ein ungerechtes Urtheil über den Besten der Menschen? — Aber verdammen wir uns nicht selber, meine Brüder, indem wir die Pharisäer verdammen? Ließe sich nicht zu manchem aus uns eben so, wie zu jenen sagen: Was hast du da für arge Gedanken, was hegest du für bodenlosen Argwohn in deinem Busen? Haben wir denn nicht alle einen gewissen beynahe unwiderstehlichen Hang, lieber Schlimmes als Gutes von unsern Brüdern zu denken? Eine Begierde, Schwachheiten an ihnen zu entdecken? Einen unbändigen Vorwitz, ihre Handlungen, und selbst die geheimste Triebfeder derselben zu erforschen? Und woher dieser Hang, woher, meine Brüder, diese Begierde, dieser Vorwitz? Warum öffnen wir so gerne dem bösen Argwohn und dem lieblosen Urtheile über andere Menschen den Eingang in unsere Herzen?

Ich habe mir vorgenommen, diese Frage heute zu beantworten, und die Quellen eines so fürchterlichen Uebels aufzudecken. Es sind ihrer zwo, die eine liegt im Verstande, die andere im Herzen. Wir denken gerne Böses von unsern Brüdern, weil es unserm Verstande an Einsicht, unsern Herzen an Güte fehlt. Wir richten ungerecht, weil wir entweder nicht nach den Regeln der Vernunft, oder nicht nach den Vorschriften der Liebe richten. Unser Verstand macht uns zu irrigen, unser Herz zu partheyischen Richtern. Sehen Sie hier die Wahrheiten, über welche ich mich heute zu verbreiten gedenke.

I.

Um von einer Sache oder Person richtig urtheilen zu können, muß man dieselbe nicht etwa nach der Oberfläche, sondern ganz bis auf den Grund kennen. Wer würde auch den Ausspruch eines Richters für rechtsgültig erkennen, der ohne Untersuchung, ohne Zeugenverhör, ohne gewissenhafte Vergleichung der Thatsachen und Aussagen sowohl mit einander, als mit dem Gesetze, blos nach seinem Eigendünkel, nach vorgefaßten Meinungen, oder nach der Stimmung seiner Laune die Sentenz fällen wollte? Wie kann ich meinen Bruder richten, wenn ich ihn nicht kenne? Wie kann ich seinen sittlichen Charakter bestimmen, wenn ich ihn nicht studiert habe? Und, o! wie schwer ist dies! Wie selten sind wir im Stande, den Handlungen und Absichten unsers Bruders auf den Grund zu schauen! Ich will hiemit nicht sagen, meine Brüder, daß es unmöglich sey, die Menschen kennen zu lernen.

Der Schöpfer, der uns in so mancherley Verhältnisse und Lagen versetzet hat, welche uns die Menschenkenntnis unentbehrlich machen, hat auch dafür gesorgt, daß wir, in Rücksicht auf unsere Mitmenschen, nicht ganz im Dunkeln wandeln müssen. Er hat einige Reize in die Herzen derselben geöffnet: er hat die Tugend und das Laster mit eigenen Zügen kennbar gemacht: er hat die Unschuld in Licht gekleidet, und der Sünde das Schreckengewand der Nacht umgeworfen.

Wenn wir uns selbst studieren, wenn wir die Miene, Reden, und Handlungen unserer Brüder mit unbefangenem, und aufmerksamen Auge beobach-

beobachten; so können wir nach und nach die Menschen sowohl im Ganzen als im Einzelnen kennen lernen. Aber dazu gehöret Zeit, gehöret Fleiß, gehöret Aufmerksamkeit, gehöret vorzüglich eine von Vorurtheilen freie Seele. Willst du deinen Bruder beurtheilen, mein Christ, so thue es nicht blos nach dem Aeußerlichen, thue es nicht mit Uebereilung! Ziehe nicht aus einzelnen Handlungen, allgemeine Schlüsse! Richte ihn nicht nach vorgefaßten Meinungen! Die Außenseite allein kann betrügen: es kann in dem Körper eines Thersites die Seele eines Weisen, in einer schlechten Hütte ein edler Geist wohnen, und nicht selten schlägt unter einem zerrissenen Gewande ein Herz, das Könige zieren würde. So wie der Satan, nach dem Ausdrucke der Schrift, sich in einen Engel des Lichts zu verwandeln weiß, so kann es auch geschehen, daß die Tugend unter einer vortheilhaften Gesichtsbildung versteckt liege. Der rechtschaffenste Mann hat zuweilen ein menschenfreundliches, zurückeschreckendes Aussehen: und der züchtigste, keuscheste Jüngling wälzet oft ein freies Auge im Kopfe. Begnügen wir uns blos mit dem Außerlichen, untersuchen wir nicht genauer, so werden wir jenen für einen Menschenfreund, und diesen für einen Wohllüstling halten. Wir werden den Mann, dessen Herz so ganz für die Menschheit schlägt, für grausam, den Jüngling, der sich durch keine unedle Handlung beflecket hat, für unzüchtig, die Tochter, welche durch ihre Blicke Freude um sich verbreitet, für ausgelassen, unsern tiefsinnigen, traurigen — aber im Grunde

ehrlichen Bruder, wegen seiner Gesichtszüge, für einen Heuchler halten. Dieselbe Ungerechtigkeit werden wir begehen, wenn wir unsere Urtheile von andern Menschen zu sehr übereilen, wenn wir aus einzelnen Fällen allgemeine Schlüsse ziehen, wenn ein flüchtig hingeworfenes Wort, das wir erhaschen, ein verlohrner Blick, den wir im Fluge aufgefangen, eine rasche unüberlegte Handlung, die wir erlauert haben, uns hinlänglich sind, den Charakter eines Menschen zu bemessen! Uebereilung ist allemal schädlich, wenn es um Erforschung der Wahrheit zu thun ist. Wer sich nicht Zeit nimmt, einen Gegenstand ernstlich, lange, und nach allen Seiten zu betrachten, wird ihn nie mit Grunde beurtheilen können. Wie selten geschieht aber dies in Ansehung unserer Brüder? Wie geneigt ist nicht der Mensch, aus einem Zuge ein ganzes Gemälde, aus einem Bruchstücke eine ganze Bildsäule, aus einer Schwalbe, wie das Sprichwort sagt, einen Sommer zu machen! Besinnen Sie sich nur selbst, wie oft Sie sich schon in Ihrem Leben durch voreilige Schlüsse haben irre führen lassen! Wie oft Sie beim ersten Anblicke eines Mannes ein Urtheil gefällt haben, das Sie bald darauf, nachdem Sie ihn genauer beobachtet hatten, mit Scham zurücke nehmen mußten! Möchten wir doch in diesem Stücke behutsamer, möchten wir billiger seyn!

Möchten wir unsern Brüdern die nämliche Gerechtigkeit widerfahren lassen, die wir von ihnen mit so vielem Rechte fordern zu können glauben! Möchten wir einzelne Handlungen und Re-

den nicht zum Maaßstabe ihres Charakters machen! Das menschliche Herz, meine Freunde, hat zu viele Tiefen, zu große Falten, als daß man sogleich über seinen sittlichen Werth entscheiden könne! Dazu gehören mehr, als flüchtige Blicke, mehr als augenblickliche Bemerkungen. Darum gehet der weise Mann so bedächtlich zu Werke, wenn er sich einen richtigen Begriff von seinen Mitmenschen machen will. Lange steht er forschend da, und schüchtern sagt er seine Meinung. Mißtrauisch auf sich selbst, wohlwissend, wie leicht es sey, aus Irrthum ungerecht zu werden, bekannt mit den tausendfachen Höhlen und Krümmungen des menschlichen Herzens, und mit den unzähligen Hindernissen, welche ihm die Begränztheit menschlicher Einsichten in den Weg leget, wankt er lange unentschlossen hin und her, und nur erst nach reifer Prüfung, nach hinlänglichen Proben wagt er es, sein Urtheil zu fällen.

Aber der Thor besinnet sich nicht lange, er hält die Arbeit der Untersuchung nicht aus, und spricht wohl eher das Urtheil, als er die Untersuchung beginnt. Zuerst erklärt er seinen Bruder für böse, dann erst sucht er Gründe auf, seinen Ausspruch zu rechtfertigen. Was Wunder also, wenn ihm Alles in einem falschen Lichte erscheint, wenn er dort Bosheit findet, wo ein Unbefangener nur Schwachheit bemerken würde, wenn er dort Laster entdeckt, wo vielleicht Gottes Auge Verdienste sieht? Was Wunder, wenn ein solcher blind ist, für alles Gute, was sein Bruder besitzt, und Luchsen-Augen hat für jeden noch so kleinen Flecken, welcher demselben anklebt?

klebt? Was Wunder, wenn er, anstatt auf die Absichten seiner Handlungen einzudringen, blos auf der Außenseite derselben stehen bleibt? Ach! es ist nichts so kleines, als man glaubt, seinen Bruder zu richten! Es sind der Wege zum Irrthume so viele, so viele der Dornen, mit denen der schmale Pfad zur richtigen Menschenkenntnis besäet ist. Eile also nicht mit unbedachtsamen Schritten einher, mein christlicher Bruder, schaue sorgfältig um dich herum, richte behutsam, wenn du wahrhaft richten willst. Traue deinen Einsichten nicht, denn sie sind äußerst begränzt, traue deinem Verstande nicht, denn sein Auge ist kurzsichtig. Aber noch weniger traue deinem Herzen, denn auch dieses, und vorzüglich dieses verleitet uns oft zu ungerechten Urtheilen über unsere Brüder.

II.

Der Mensch ist zu großen Dingen geschaffen. Der Schöpfer hat den Keim der vortreflichsten Fähigkeiten und den Trieb sich zu vervollkommnen, in seinen Busen gesenkt. Rastlos brennt in ihm das Verlangen, sich immer mehr zu erweitern, zu vergrössern, zu veredlen, zu erhöhen. Er ist nur in so ferne glücklich, als er sich dem Zwecke seiner Vervollkommnung näher fühlt: er ist unglücklich, so bald er seine Entfernung von demselben gewahr nimmt. Diesen Trieb, groß zu werden, hat der weise Schöpfer aus wohlthätigen Absichten in uns gelegt, er sollte uns zu grosmüthigen, edlen, tugendhaften Handlungen spornen, er sollte die Quelle und zugleich der schönste Lohn der Tugend werden. Aber

nicht alle Menschen finden den Weg zur wahren Größe: nicht alle haben Muth und Eifer genug, empor zu streben zu sittlichen Vollkommenheit, das zu werden, was sie seyn sollen. Bei diesen artet der Trieb zur Vollkommenheit in Eigenliebe aus, und aus der Eigenliebe entsteht die niedrigste aller Leidenschaften, die Mutter des Argwohns und des lieblosen Urtheils, nemlich die Leidenschaft des Neides. Der Mensch, der sich selbst zu schwach fühlt, mit eigenen Vollkommenheiten zu glänzen, fängt an sich mit seinen Mitmenschen zu vergleichen, und in den Gebrechen derselben Entschädigung für seine eigenen zu suchen. Findet er gleiche oder noch grössere Unvollkommenheiten an seinem Bruder, so ist dieses Trost, Beruhigung, Labsal für ihm. Darinn, meine Brüder, lieget der Grund, warum wir so gerne mit Leuten umgehen, welche wir übersehen, warum uns der Umgang mit bessern Köpfen und edlern Menschen, als wir sind, so bald zur Last fällt, warum mancher sein Glück dadurch macht, daß er entweder keinen Verstand besitzet, oder den, welchen er besitzet, geschickt zu verbergen weiß, warum endlich die höchste Dummheit nicht selten die höchste Politik ist.

Unser theures Ich ist der Maasstab, nach dem wir jedermann messen. Finden wir ihn kleiner, als wir sind, so hat er Anspruch auf unsere Nachsicht, so verachten wir ihn etwa, aber es ist geborgen von unsern Hasse! Wir glauben alsdenn den Zedern zu gleichen, welche demüthige Gesträuche ruhig unter ihrem Schatten auf-

aufwachsen lassen: unsere Eitelkeit findet in den Kontrast, welchen ihre Niedrigkeit mit unserer Höhe macht, reichliche Nahrung. Kommt uns jemand gleich, so schließen wir uns fest an ihn an, doch allemal mit dem Vorbehalte, daß unsere Einbildungskraft wenigstens einige Zolle zu unserer Größe hinzusetzt, und so das angenehme Selbstgefühl ungekränkt bleibe. Hat aber unser Bruder das Unglück, über uns hinaus zu ragen, ha! da krümmet und windet sich unsere Eigenliebe so lange, bis sie sich ihm gleich gemacht sieht. Von nun an spähen wir jede seiner schwachen Seite aus, um uns für die Vorzüge, die wir nicht erreichen können, schadlos zu halten. Wir fordern unsern Verstand auf, von seinen Vollkommenheiten so viel weg zu räsonniren, als nur mit einigem Wahrheitsscheine geschehen kann, und unsre Einbildungskraft, die so fruchtbar ist, wenn es um unsere eigene Vergrößerung zu thun ist, wird trocken, matt und unfruchtbar, wenn es um die Vorstellung fremder Talente und Tugenden zu thun ist. Wir geben uns alle nur ersinnliche Mühe, Alles, was an unserm Bruder gut, schön und groß ist, unter einen nachtheiligen Gesichtspunkte zu bringen, oder doch so weit zu entfernen, daß es unsern Augen nicht wehe thue. Hingegen suchen wir alles hervor, was ihn herabwürdigen, entstellen, uns näher bringen kann. Brauche ich diese Wahrheiten, welche jeder in seinen Busen finden kann, noch durch andere Beweise zu bestätigen? Soll ich mich auf die Geschichte aller großen Männer der Vorwelt berufen, um sie anschaulich zu machen!

chen! Oder wird es schon genug seyn, wenn ich Sie blos auf das Schicksal unsers Religionsstifters aufmerksam mache? Was thaten nicht die Pharisäer, um seine Vorzüge ihm zu rauben, welche Staubwolken erweckten sie nicht vor ihren eigenen Augen, um den Glanz seiner Tugenden nicht sehen zu müssen! Wie unermüdet arbeiteten sie nicht, sich zu überzeugen, er sey nicht, was er war, der große Mann, der Wohlthäter der Menschheit, der Tugendhafteste unter den Menschenkindern. Wie schalkhaft wußten sie nicht jede seiner Rede zu verdrehen, jede seiner, noch so schöne Handlungen verdächtig zu machen! Wenn er Teufel austrieb, so that er dies, nach ihrer Auslegung, durch die Macht des Obersten der Teufel: wenn er mit Zöllnern und Sündern aus der heiligsten Absicht aß und trank, so nannten sie ihn einen Schlemmer und Vollsäufer, und um auf das heutige Evangelium zurücke zu kommen, wenn er dem Armen, vom Schlage gelähmten Vergebung seiner Sünden verkündigte, so wär er, nach ihrer Meinung, ein Gotteslästerer. Weil sie selbst niederträchtig und lasterhaft waren, so konnten sie auch an Jesu keine Tugend ertragen, weil sie selbst zu lieblos waren, als daß sie einen irrenden Bruder hätten vergeben können; so sollte auch Jesus dies nicht thun, weil sie selbst keine Macht hatten, Kranke zu heilen, so mußten auch Jesus Wunderkuren verdächtig gemacht, oder gar einer unsichtbaren Einwirkung des Satans zugeschrieben werden. Durch solche ungerechte, bodenlose Urtheile suchten sie ihren Herzen einige Luft zu schaffen,

und

und ihrer Eigenliebe, welche durch den Anblick des besten Menschen so sehr gekränkt wurde, wenigstens auf einige Zeit einzuschläfern. — Dies ist ganz der Gang des menschlichen Herzens, es verführt uns allemal zu ungerechten Urtheilen über unsere Brüder, wenn ihm die Liebe keine Schranken setzt, wenn wir nicht über unsere Eigenliebe wachen, wenn es nicht unser ewiges Bestreben ist, der Partheilichkeit, dieser schädlichen Tochter des Neides durch wahre Herzensgüte den Weg zu versperren. Meine Freunde! wie weit nachsichtiger und gerechter würden wir unsere Brüder beurtheilen, wenn der Geist der Liebe unsere Herzen beseelte! Wie weit glücklicher würden wir, Hand in Hand, auf der schönen Gotteswelt mit einander einher wandeln, wenn wir einander nicht das Leben durch ungerechten Argwohn, und falsche lieblose Urtheile verbitterten! Möchte doch wahre Menschenliebe unsern Verstand mit ihren wohlthätigen Stralen erleuchten, und unsere Herzen mit ihrem himmlischen Feuer erwärmen! dann würden wir gerne jedem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dann würde sich Niemand mehr zum Wächter in Israel aufwerfen, und die Schritte seines Bruders belauern. Die Liebe, sagt Paulus, ist geduldig, sie weiß fremde Fehler und Schwachheiten zu ertragen; sie weiß selbst offenbares Unrecht zu verzeihen. Sie ist gütig. Sie umfaßt das Schöne und Gute, wo sie es antrift, mit redlicher Theilnehmung: sie freut sich der Tugenden ihres Bruders, sie erhöht, vergrößert fremde Vorzüge. Die Liebe

ist nicht neidisch. Sie wird nicht beleidigt durch den Anblick fremder Vollkommenheiten, die ihr mangeln: sie ergreift vielmehr jede Gelegenheit, dieselben anzupreisen. Sie handelt nicht boshaft, sie richtet Niemand ohne Untersuchung: sie verdammt Niemand ohne Ueberzeugung. Die Liebe, fährt der Apostel fort, ist nicht aufgeblasen, nicht eifersüchtig. Sie fühlt jede ihrer Schwachheiten: sie strebet nicht darnach, auf Unkosten ihres Bruders groß zu werden. Mißtrauisch auf ihr eigenes Herz beobachtet sie mit unverrückter Aufmerksamkeit die Krümmungen der Eigenliebe, und hütet sich sorgfältig vor den Fallstricken der Eitelkeit. Sie suchet nicht ihren eignen Vortheil, diese großmüthige Liebe. Der Wunsch ihres Herzens, und der Endzweck ihrer Handlungen ist Menschenwohl; und wenn nur Menschen besser und glücklicher werden, so freut sie sich, und segnet die Werkzeuge, wodurch sie es werden. Die Liebe, meine Brüder, denkt nichts arges: sie wagt es nicht, den Handlungen der Menschen schiefe Absichten zu unterschieben: sie greift nicht ein in die Rechte des Allrichters, sie beurtheilt jeden so, wie sie wünscht, selbst beurtheilt zu werden. Sie zittert bey jedem Argwohn, der in ihrer Seele aufsteigt: sie fürchtet sich, einen Bruder zu verdammen, den vielleicht das allsehende Auge Gottes für schuldlos erkennt. Sie weiß, daß er Gott stehe, oder falle, und daß ein jeder nur für sich zu sorgen habe, daß er nicht falle. Die Liebe hoffet Alles, erträgt Alles, glaubt Alles. Sie läßt jeder edlen

Handlung gerne ihr Lob: sie geduldet jeden Fehltritt, sie entschuldigt wenigstens die Absichten, wenn sie die Handlungen nicht entschuldigen kann. O, mein Gott! flöße sie uns ein, diese heilige Liebe, diese charakteristische Tugend des Christen, beseele uns ganz mit ihrem Geiste! Mache uns alle zu guten Menschen, mache uns geneigt, lieber Gutes als Böses von unsern Brüdern zu denken, ersticke den Keim des Argwohns und des lieblosen Urtheils in unserm Verstande durch richtige Menschenkenntnis, und in unserm Herzen durch wahre Menschenliebe! Amen.

VIII.
Von der feinen Verläumdung.

Einige aus den Juden sagten: Er treibt durch Beelzebub, den Fürsten der Teufel, die Teufel aus. Luk. XI. 15.

Es war zu allen Zeiten das Schicksal großer Männer, daß sie von ihren Zeitgenossen und Landsleuten miskennt, beneidet, verfolgt wurden. Wenn gleich die bessere Nachwelt ihre Verdienste fühlt, und ihre Namen durch Denkmäler verewigt; so mußten sie doch, so lange sie selbst unter den Menschen lebten, mit tausend Hindernissen, Drangsalen, heimlichen und öffentlichen Feinden kämpfen. Nur der mittelmäßige Mann, sagt ein sinnreicher Schriftsteller unsers Jahrhunderts, ist der geliebte Mann. Jede Erhabenheit des Geistes, jede Ueberlegenheit der Seelenkräfte, jeder unerreichbare Vorzug beleidigt die Augen des Neides; fremdes Verdienst drückt sein Selbstgefühl zu Boden, und fremde Tugend sieht er als eine Satyre auf seine eigenen Laster an. Glücklich genug der große Mann, der bey seinen überwiegenden Talenten, und rühmlichen Thaten noch so viele Schwachheiten hat, daß er dem großen und kleinen Pöbel erträglich werde. Es ist daher eine wahre Wohlthat der Vorsehung, daß sie außerordentlichen Männern immer eine ver-

hältnismäßige Dosis von Schwachheiten zugemessen, und in ihrem Charakter Schatten und Licht so gegen einander gestellt hat, daß der Neid noch irgendwo eine Nahrung finden, und sich für die Vorzüge, die er einmal nicht zu zernichten vermochte, durch Tadel entschädigen konnte. Vielleicht war dies die Hauptursache, warum nicht alle große Männer der Vorwelt im Exil, oder auf dem Schaffotte sterben mußten. Sie warfen dem neidischen Haufen von Zeit zu Zeit gewisse Thorheiten vor, und indem dieser mit Herzenslust daran nagte, gewannen sie Zeit, wieder einige Schritte ruhig vorwärts zu thun. Nur der größte unter den Menschenkindern, der thätigste Freund der Menschheit, Jesus von Nazareth war dieses einzigen Mittels, sich gegen die Anfälle des Neides, wenigstens hier und dort, zu sichern, gänzlich entblößt. Da er frei von allen Fehltritten und Unvollkommenheiten war; da er seinen Feinden gar keinen Stoff zu gerechtem Tadel ließ; so konnte er auch keine Nachsicht gegen seine übermenschliche Vollkommenheiten erwarten. Wie hätten auch die Pharisäer einen Mann auf dem Erdboden dulden können, der so ganz der Abdruck der Gottheit, das vollendete Muster der Tugend war? Nein! so ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung mußte herab gesezt, mißhandelt, und je eher je lieber aus dem Wege geräumt werden. Konnten sie seine schöne Thaten nicht läugnen, so wußten sie ihnen doch boßhafte Absichten zu unterschieben: Heilte er Kranke am Sabbath, so mußte er ein Veräch-

ter

ter des Gesetzes seyn, und trieb er, wie wir im heutigen Evangelium lesen, Teufel aus, so mußte er sie durch Beelzebub, den Fürsten der Teufel austreiben. Einige aus ihnen sagten: er treibt durch Beelzebub, den Fürsten der Teufel, die Teufel aus. Eine Verläumdung, welche nicht allein die Höllenschwärze ihres Herzens, sondern auch die Dummheit ihres Verstandes auffallend darstellt! Dann was konnte thörichter und widersinniger seyn, als ein solcher Einfall? Wenn ein Reich durch innere Unruhen zerrissen wird, wenn der Regent eines Staats gegen seine eigenen Bürger wüthet, wie läßt sich da noch eine Dauerhaftigkeit der Staatsverfassung denken?

Nun, spricht Christus, dies wäre wirklich der Fall, wenn eure Beschuldigung statthaft wäre: der Satan müßte gegen sein eigenes Interesse arbeiten, wenn er mich zum Werkzeuge brauchte, seine Dämonen zu vertreiben. — So ungereimte — sich selbst widersprechende Verläumdungen verfehlen nun gemeiniglich ihres Zwecks, und machen ihre Urheber nur verächtlich. Man hört sie deswegen auch seltener zu unsern Zeiten: man fühlt das Bedürfnis, auch in diesem Stücke einen feinern, weniger beleidigenden Ton anzunehmen. So wie man das Geheimnis gefunden hat, durch kleinzerstäubtes, fast in Dunst aufgelöstes, an Kleider und Gefäße angebrachtes Gift zu tödten; so hat man auch die Verläumdung zu verfeinern, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu verpulvern gelernt. Aber wie die Wirkungen jenes Giftes desto unfehlba-

rer sind, je langsamer sie sich äußern; so entwickeln sich die schrecklichen Folgen der feinen Verläumdung desto sicherer, je bedächtlicher und künstlicher, und mühsamer sie angelegt ist. — Ein so fürchterliches Uebel für die Menschheit verdient wohl aus seiner finstern Höhle hervorgezogen, und beim hellen Tage betrachtet zu werden, damit jedermann, dem seine und seiner Brüder Glückseligkeit am Herzen liegt, sich vor demselben hüten und bewahren könne. Erlauben Sie mir also, meine Brüder, dies in der heutigen Rede zu thun. Ich werde zuerst die Kunstgriffe der feinen Verläumdung freimüthig aufdecken, und dann einige Verwahrungsmittel dagegen vorschlagen. —

I.

Einen Verläumder nennen wir denjenigen, der seinem Bruder entweder das Gute, das er hat, abspricht, oder das Böse, das er nicht hat, andichtet. Thut er das eine oder das andere gerade zu, und ohne künstliche Vorbereitung, so ist er ein grober Verläumder. Aber ein solcher hat selten das Glück, seine boshafte Wünsche erfüllt zu sehen: die heftige, leidenschaftliche Sprache, die er führt, verräth die Niedrigkeit seiner Absichten, und macht daher bei weitem den Eindruck nicht, den der feine Verläumder durch eine gefällige Einkleidung, durch einen gelassenen Vortrag, und durch eine andächtige Miene würde gemacht haben. Hat einmal ein Sohn der Finsternis — und die Kinder der Finsternis sind in dieser Rücksicht immer klüger, als die Kinder des Lichts — den Anschlag gefaßt,

faßt, die Ehre und den Kredit eines Mannes zu Grunde zu richten, so raffinirt er über die bequemsten und sichersten Mittel denselben auszuführen. Die Verläumdung hat ihre eigene Methode, ihre eigene Redkunst. Ihr gewöhnlichster Kunstgriff, und so zu sagen, die gangbarste Figur in dieser Redekunst ist ein zweideutiges Lob, das sie dem unglucklichen Gegenstande ihres Hasses beilegt. Um unpartheiisch zu scheinen, und allen Verdacht irgend eine feindselige Absicht von sich zu entfernen, ergreift sie begierig jede Gelegenheit, die guten Eigenschaften desjenigen, den sie zu stürzen sucht, anzupreissen. Sie läßt seinen Fähigkeiten, seinen ausgezeichneten Verdiensten alle Gerechtigkeit wiederfahren: sie muß es gestehen, daß er viele gute Seiten, und ein sehr gutes Herz habe: sie ärgert sich sogar darüber, daß die Welt so unbillig ist, ihm seine unläugbare Vorzüge streitig zu machen: sie erschöpft sich in Lobsprüchen, und der eingeschläferte Zuhörer glaubt die Stimme der unbefangensten Wahrheitsliebe zu hören. Aber erwarte nur das Ende der langen Lobrede; bald wird dich ein vielbeteutendes — mit einer geheimnisvollen Miene verbundenes Aber in Verlegenheit setzen: bald wird ein bedenklicher Seufzer den Lobgesang trüben, der bisher so lieblig daherfloß. Läßt du dich durch diesen Kunstgriff verleiten, weiter nachzuforschen, und eine bestimmtere Erklärung dessen, was der Lobredner auf dem Herzen hat, zu fordern, so wickelt er sich in den Mantel einer angenommenen Bescheidenheit, so will er dein Ohr durch keine

Nachricht, die dir unangenehme Empfindungen verursachen könnte, beleidigen, so stellt er sich, als bereue er schon wieder, was er so eben unvorsichtiger Weise habe entfahren lassen, so zieht er sich sanft zurücke, indem er die Bedeutung seines geheimnisreichen Aber unbestimmt läßt, und eben dadurch den Saamen des Argwohns in deinen Busen senkt. Von nun an werden alle die herrlichen Tugenden, die er so hoch angepriesen, vor deinen Augen verschwinden, dein Herz wird sich beim Anblicke des verdächtigen Menschen empören, dein Auge wird mit vorwitzigen Blicken jede seiner Handlungen durchspähen, und tausend unruhige Muthmaßungen werden in deiner Seele entstehen. So wird durch ein zweideutiges Lob zuerst Mißtrauen, denn Argwohn, und endlich Haß erzeugt: so erreicht die feine Verläumdung allmählig ihren Zweck, und der ehrliche Mann ist verloren, ohne zu wissen, wie ihm geschieht.

Ein anderer Kunstgriff der feinen Verläumdung ist ein dem Scheine nach unvorsichtiger Weise entwischter, aber im Grunde absichtig und mit tiefer Ueberlegung hingeworfener Adel. Die Verläumdung erwartet geduldig den Zeitpunkt, da ein Verdruß, eine aufgebrachte Leidenschaft das Herz desjenigen, bey dem sie ihren Bruder stürzen will, jedem Tadel aufschließet, und jedes bösen Eindrucks empfänglich macht. Hier ist es, wo sie eine lange zurück gehaltene Klage gegen den Gegenstand ihres Hasses entfahren läßt, aber dieselbe, so bald sie tief genug eingedrungen hat, sogleich wieder gut zu machen,

chen, und zurücke zu nehmen heuchelt. Dadurch wird aber dem Uebel nicht allein nicht abgeholfen, vielmehr wird es durch den Schein der Unpartheilichkeit und der Menschenliebe in den Stand gesezt, tiefere Wurzeln zu fassen. — Es ist unglaublich, meine Brüder, was eine bedenkliche Miene, eine ernsthafte Sprache, ein hochweises Achselzucken in einem so kritischen Zeitpunkte für Unheil anzurichten vermag. Dadurch wird der Vorwitz gereizt, und eine gewisse Furcht erweckt: man dringet darauf, umständlicher unterrichtet zu werden, man verspricht heilige Verschwiegenheit, man versucht Alles, um des großen Geheimnisses habhaft zu werden. Nachdem nun auf beiden Seiten alles vertragsmäßig ausgemacht ist, nachdem sich die Verläumdung durch die nöthigen Vorbereitungen und Bedingnisse gesichert hat, nicht entdeckt zu werden; dann erst läßt sie sich ein Geständnis erzwingen, das sie nur deswegen so lange im Busen behielt, um seine Wirkungen desto stärker und giftiger zu machen. Sie sehen selbst ein, meine Brüder, wie leicht die Tugend selbst auf solche Art kann herabgesezt, und entstellt werden. Der Mann, der seinen Ankläger nicht kennt, hat kein Mittel, sich vor demselben zu bewahren, und keines, sich von Verbrechen, die mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllet sind, zu rechtfertigen.

Aber noch ist der erfinderische Geist der Verläumdung nicht erschöpft, noch weiß sie andere Wege einzuschlagen, wenn sie keinen von den Vorigen schicklich findet. O oft nimmt sie den Ton

der Freundschaft an, und blos aus Furcht, ihren Freund betrogen zu sehen, sieht sie sich gezwungen, ihm einige wichtige Entdeckungen mitzutheilen. Sie wünschte, sie mit sich begraben zu können; aber die Freundschaft läßt ihrem redlichen Herzen keine Ruhe, bis es sich endlich vertraulich aufschließt. Um den Freund zu überzeugen, wie sehr sie von allem Eigennutze entfernt sey, verschweigt sie sogar ihren Namen, und schickt auf einem anonymen Blatte dem Manne, für dessen Wohl sie so ängstlich besorgt ist, ihre interessanten Klagepunkte zu. Am öftersten aber steckt sich die feine Verläumdung hinter die ehrwürdige Maske der Religion, und der Tugend. Und was vermag nicht die Bosheit, wenn sie einmal unter der Flagge der Religion aufs Freibeuten ausgeht? Welches Uebel ist so fürchterlich, das sie alsdenn nicht stiften, und welches Verdienst so entschieden, das sie nicht stürzen kann? Unter dem Vorwande, die Ehre Gottes zu befördern, begeht sie ungestraft alle Arten von offenbarer und heimlicher Ungerechtigkeit. Wenn sie nicht immer mächtig genug ist, ganze Welttheile mit Blut zu überschwemmen, und im Namen Jesus Nationen vom Erdboden zu vertilgen; so fehlt es ihr doch selten an Gelegenheit, das Verdienst durch schleichende Verläumdung zu kränken, und das Leben des Tugendhaften mit unsäglichen Widerwärtigkeiten zu vergällen. Man zittert für die Kirche Gottes, für die Erhaltung der reinen Lehre, und der guten Sitten. Man hat sich lange genug Gewalt angethan, seinen Gram

über

über das große Aergernis, das man nun anbringen will, zu verbeißen, man ist weit entfernt, den Untergang des Mannes, dem es gelten soll, zu wünschen. Vielmehr weint man für den Unglücklichen, man wünschet bey der ganzen Sache nichts so sehr, als einen Irrenden auf den Weg der Wahrheit, und einen Sünder in den Schoos der Tugend zurücke zu führen. Eifer für das Wohl der Religion, Eifer für die Seelen seiner Brüder sind die einzigen Triebfedern, warum man seine Klage endlich anzubringen sucht. Dann werden einige Sentenzen aus dem Zusammenhange einer Schrift oder eines Gespräches herausgerissen, und unter einen Gesichtspunkt gebracht, der an der Wahrheit der Anklage nicht mehr zweifeln läßt. Man erzält Worte, die man aus dem eigenen Munde des Angeklagten gehört hat, wieder nach, nur mit dem Unterschiede, daß man den Ton eines Ausdrucks, und eben dadurch den ganzen Sinn desselben ändert, daß man das, was ironisch gesagt wurde, ernsthaft, und das, was im Ernste gesagt wurde, ironisch wiederhohlt, daß man den Accent auf ein Wort legt, das vielleicht im ganzen Zusammenhange das unbedeutendste war, vielleicht gar unwillkührlich entwischte. — Und was läßt sich nicht auf solche Weise entstellen, und verdrehen? Welche Bedeutung kann nicht durch Ton, Stellung, Miene in ein einziges Wort gebracht werden? Und wer wird sich vor dem Verläumder, der alle diese Kunstgriffe in seiner Gewalt hat, vor dem Höflinge, der sein Gesicht, und seine Stimme,

me, wie seine Kleider, annehmen, ablegen, und umändern kann, vor dem Heuchler, der sich hinter der Larve der Religion verbirgt, wer wird sich vor einem solchen bewaffnen können? — Denn es ist einmal Zeit, auf Verwahrungsmittel gegen die feine Verläumdung zu denken. Die Betrachtung der Kunstgriffe, deren sie sich bedient, ist ohnehin mit so vielen unangenehmen Vorstellungen verbunden, daß sie das Herz des Menschenfreundes mit Bitterkeit erfüllt, und der Rechtschaffene mit einem heiligen Gram seine Augen davon abwendet. Ach! es ist des menschlichen Elends allenthalben so viel, so viel der Drangsalen, welchen zu entgehen, nicht in unserer Macht steht. Warum müssen noch Menschen von Menschen gequält werden, und warum müssen Vernunft, Freundschaft, und Religion — diese kostbarsten Geschenke des Himmels — warum müssen sie doch in den Händen der Verläumdung zu Werkzeugen des Unglücks der Sterblichen umgeschaffen werden? — Niederschlagend und traurig ist dieser Gedanke, meine Brüder, und es ist mir unmöglich, ihn länger zu verfolgen. Wir wollen daher unsern Blick von einem so beleidigenden Gegenstande zurück ziehen, und wenn es nicht in unsern Kräften steht, die Verläumdung aus der menschlichen Gesellschaft ganz zu verbannen, doch wenigstens auf Mittel denken, uns vor ihren schrecklichen Folgen zu bewahren.

II.

Erwarten Sie aber nicht, daß ich Ihnen hier zeigen solle, wie ein Mann von mehr als gemeinen

nen Eigenschaften und Verdiensten sich betragen müsse, um den Fallstricken der feinen Verläumdungen zu entgehen. Alle Behutsamkeitsregeln sind hier von geringem Nutzen, und alle Verwahrungsmittel unwirksam. Er muß entweder den Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens entsagen, und in einer Einöde die Menschen bedauern, welchen er nicht nützen kann; oder er muß sich mit dem edlem Stolze über Alles hinaus setzen, seinen geraden Weg gehen, und die Zukunft ganz der Vorsicht anheim stellen. — Fühlst du dir Muth und Kraft, der Menschheit zu nützen, so rechne nicht darauf, Allen Recht zu thun, erwarte nicht, den Zähnen des Neides, und den Künsten der Verläumdung zu entgehen: fordere keinen Dank für deine Wohlthaten, keine Nachsicht gegen deine Schwachheiten, verlange nicht ein ruhiges harmloses Leben. Der große Haufe hat nur mit seines gleichen, mit Alletagsgeschöpfen Mitleiden: daß er einen großen Mann unbeneidet und unverfolgt lassen sollte; dies wäre eine übertriebene, unmögliche Forderung. Wer war größer, und wer liebte die Menschen mehr, als Jesus von Nazareth? Und wer hatte mehr mit dem Undanke, dem Neide, und der Verläumdung zu kämpfen, als eben dieser Jesus von Nazareth? Kehre dich also nach seinem Beispiele nicht an das Gerede der Pharisäer, und deiner Feinde, handle stets nach deiner Ueberzeugung, und laß die Absicht, deiner Pflichten getreu zu bleiben, nie aus den Augen, strebe vorzüglich nach dem Beyfalle deines eigenen Gewissens, und wirf

dich mit unbegränztem Vertrauen in die Arme der Vorsehung. Dies ist das einzige Mittel, der Verläumdung zu trotzen, nicht ihr zu entgehen. Denn dies ist ein für allemal, wie ich schon oben sagte, eine platte Unmöglichkeit. —

Wenn es aber eine Unmöglichkeit ist, sich selbst vor den Anfällen der Verläumdung zu schützen, so gibt es doch Mittel, sie in Ansehung anderer zurücke zu schrecken, und das Uebel, das sie einem unserer Brüder bereitet ihr aus den Händen zu winden. Und dies sind diejenigen Verwahrungsmittel, welche ich Ihnen vorzuschlagen versprochen habe. Das erste und nothwendigste ist ein Herz, mit dem Geiste der Liebe erfüllt. Wo die Liebe wohnt, meine Brüder, da gedeihen die Früchte der Bosheit nicht: sie mag immer den Saamen der Verläumdung auswerfen, er wird in einem Herzen, das die Menschen aufrichtig liebt, nie aufzukeimen vermögen. Die Liebe, sagt Paulus, freut sich nicht über die Bosheit, vielmehr freut sie sich über die Wahrheit. Sie freut sich nicht über die Bosheit; es ist ihr kein Vergnügen, von den Sünden ihres Bruders unterrichtet zu werden: ihr Gefühl empört sich bey den Nachrichten von seinen Vergehungen, und weit entfernt, dieselben mit Heishunger zu verschlingen, sucht sie vielmehr ihnen auszuweichen, sie zu mäßigen, und den Sünder so lange zu entschuldigen, als es mit irgend einem Scheine der Wahrheit geschehen kann. Sie freut sich über die Wahrheit, sie wünscht von ihrem Bruder nichts als Gutes zu hören. Alles, was gut, was schön, was

wahr ist, verbreitet unaussprechliche Wonne in ihrer Seele, es mag herkommen, von wem es wolle. Selbst die Tugenden ihres Feindes sind ihr schätzbar, und der Tag, an dem sie eine schöne, edle Handlung sieht, hört, liest, sey sie auch die Handlung ihres grimmigsten Verfolgers, ist für sie ein Tag der Freude. Sie hoft alles, fährt Paulus fort, sie duldet alles: sie ist bereit Schwachheiten zu ertragen, und wenn sie nicht im Stande ist, offenbare Verbrechen zu entschuldigen, so hoft sie doch für die Zukunft das Beste. — Bey einer solchen Denkungsart, bey einem solchen Herzen, müssen die meisten Versuche der Verläumdung scheidern: Nur die Finsternis ist ihr Element, nur bey solchen Menschen, die selbst lasterhaft sind, findet sie Eingang. Wo wahre Menschenliebe wohnt, da ist kein Platz für die Verläumdung.

Ein anderes Mittel, sich vor der feinen Verläumdung zu verwahren, ist die offenbare Verachtung, welche man bey jeder Gelegenheit gegen dergleichen elende Geschöpfe äußert, die sich's zum Geschäfte machen, ihrer Brüder Fehler zu belauschen. zu vergrößern, und künstlich anzubringen. Es ist einem Manne, der Gefühl für das sittliche Gute hat, schlechterdings unmöglich, einen Verläumder nicht mit der äußersten Verachtung anzusehen. Nur läßt sich mancher durch politische Gründe bewegen, diese Verachtung nicht immer öffentlich zu zeigen. So sehr man auch die Ohrenbläser verabscheut, so will man sich doch der Ohrenbläser bedienen. Ein Grundsatz, der zwar durch den einstimmigen

Beyfall, und durch die Handlungsart der meisten Politiker bestätigt wird, aber dessen ungeachtet der Moralität und dem allgemeinen Besten der Menschheit nicht weniger als günstig ist. Willst du dich des Ohrenbläsers bedienen, so must du sein Interesse befördern. Sein vorzüglichstes Interesse ist aber dir zu gefallen, du darfst ihm also den Abscheu deines Herzens vor seiner Niederträchtigkeit nicht aufdecken, darfst ihn nie fühlen lassen, wie sehr du ihn verachtest. Nun ist aber Verachtung das, was ihn am meisten schreckt: willst du ihm demnach von dir entfernen, so laß keine Gelegenheit vorbey, der Welt öffentlich zu zeigen, wie tief der Verläumder sich in deinen Augen erniedrige, und wie er so ganz keinen Anspruch auf dein Zutrauen, und auf deine Freundschaft habe. Es geht der Verläumdung, wie gewissen giftigen Insekten, welche nur in Bergklüften, oder faulen Sümpfen sich aufhalten, weil sie nur in diesen Schutz und Nahrung finden: entziehst du ihr den Schutz, die Nahrung, überzeugest du sie, daß sie bey dir nicht ihren Mann finde: so schleicht sie beschämt davon, und getraut sich nicht mehr, deine Ohren zu belästigen. —

Doch vielleicht giebt es Fälle, in denen keines der eben genannten Mittel wirksam genug ist, der Verläumdung den Eingang zu versperren. Vielleicht wird mancher Rechtschaffene durch seine besondere Lage, und durch Umstände, die nicht zu ändern sind, gezwungen, verworfene Seelen, die er von ganzem Herzen verabscheut, um sich zu dulden; öfters mit ihnen zu sprechen,

und ihre Neuigkeiten anzuhören. Ein Schicksal, dem die Großen der Erde am meisten unterworfen sind. Und wie soll sich denn ein solcher benehmen, um dem Verläumder den Muth zu nehmen, seinen Bruder zu schaden? Wie soll er, ohne ihm seine Niederträchtigkeit ins Angesicht vorzuwerfen, ihn tief gebeugt von sich schicken? — Das kräftigste und einzige Mittel in diesem Falle ist, daß er keiner allgemeinen, unbestimmten, schwankenden Nachricht Gehör gebe, sondern sobald als irgend eine Klage angebracht wird, gleich auf die Bestimmung der Thatsache, des Orts, der Zeit und der Zeugen dringe. Ist der Kläger seiner Sache gewiß, hat er die Anzeige nicht aus boshaften Absichten, sondern mit Ueberzeugung und Redlichkeit gemacht; so wird er kein Bedenken tragen, alles umständlich zu beschreiben, und dem Beschuldigten selbst unter die Augen zu treten. Steht er aber betroffen da, hüllt er sich in unbestimmte, allgemeine Ausdrücke, sind seine Antworten zweydeutig, weigert er sich ein oder mehrere Thatsachen bestimmt darzustellen, beruft er sich auf sein Gewissen, auf seine Redlichkeit alleine, hat er keine andere Beweise, als seine ungebethenen Schwüre, erblaßt er bey dem Gedanken, sich mit dem Beschuldigten konfrontiren zu lassen, fängt er an, sich zu entschuldigen, so bald er zu sehr ins Gedränge kommt, o! so ist er gebrandmarkt genug, so steht's ihm deutlich auf der Stirne geschrieben, er sey ein Verläumder, so bist du hinlänglich berechtigt, seine Anzeigen als erdichtet, als ein Werk des Neides oder der Schmeicheley zu verdammen,

dammen, so fordert die Klugheit gerade das Widerspiel von seiner Absicht zu thun, seine eigennützigen Projekte zu zerstören, und denjenigen, den er zu stürzen suchte, mit neuen Wohlthaten zu überhäufen. — Die Verläumdung fürchtet nichts so sehr, als unpartheyische Untersuchung: wie die Nachteule vor dem hellscheinenden Tage, so flieht sie vor der Fackel der Prüfung in ihre Finsternisse zurücke. —

O daß sie ewig in diesen Finsternissen bleibe! werden Sie jetzt mit mir ausrufen, daß sie nie wieder hervortrete, die Ruhe und Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft zu stören! Ach! um wie viel glücklicher würden wir seyn, um wie viel angenehmer würde uns der Aufenthalt auf der schönen Gotteserde werden, wenn nicht die Menschen einander selbst das Leben verbitterten! wenn sie einander aufrichtig liebten, wenn jeder an den Leiden seines Bruders Antheil nähme, wenn jeder suchte, die Freuden des Lebens für sich und andere zu vervielfältigen. Gott hat uns ja darum so weiche und empfindsame Herzen gegeben, daß wir einander lieben, nicht daß wir uns durch wechselseitigen Haß unglücklich machen sollten. Die Zunge hat er uns ja nicht zur Verläumdung, sondern zu freudigen, lehrreichen, tröstlichen, freundschaftlichen Gesprächen gebildet. Und diese Hände, o mein Gott, hast du sie darum an meinen Armen befestigt, um das Werkzeug der Verrätherey und des Untergangs meines Bruders zu werden? Nein zur Arbeit, zu solchen Verrichtungen, welche der Menschheit und mir nützlich, hast du sie mir verliehen.

Ferne

Ferne sey es also von mir, einen so entehrenden Mißbrauch von meinen Gliedern, von meinen Kräften, und von dem etwaigen Zutrauen, das man mir schenkt, zu machen. — Wenn aber irgend einer unserer Brüder das Opfer der Verläumdung werden muß, wenn der Tugendhafte durch ihre Kunstgriffe gekränkt und zu Boden gedrückt wird, so verleih ihm Muth und Christenstärke, geduldig auszuharren, bis du kommen wirst, ihn aus dem Staube empor zu heben, und ihm nach seinen Werken reichlich zu vergelten. Niemand, o mein Gott, hat mehr von der Verläumdung gelitten, als dein Sohn Jesus Christus. Rette alle, die gleiches Schicksal mit ihm erfahren, aus den Klauen der Bosheit! Erwärme besonders die Herzen der Großen mit wahrer Menschenliebe, flöße ihnen Behutsamkeit und ein heiliges Mißtrauen vor solchen Dienern und Rathgebern ein, welche unter dem Vorwande der Freundschaft, des Diensteifers und der Religion ihren Bruder nur darum zu stürzen suchen, um auf seinen Ruinen ihre eigenen Projekte auszubauen. Gieb, daß nie durch sträfliche Leichtgläubigkeit das graue Verdienst hungern, das unmündige Kind eines durch Verläumdung unglücklich gewordenen Vaters zum Himmel hinauf schluchzen müsse! Laß den Fürsten der Erde die schrecklichen Folgen der künstlichen Verläumdung nie aus den Augen kommen! Ueberzeuge sie innig, welch ein großes Verbrechen es sey, auch nur einen einzigen Menschen durch seine Schuld glücklich gemacht zu haben! Amen.

IX.
Beruhigungsgründe über den Undank der Menschen.

Jesus sprach zu dem Samariter: Sind denn nicht zehn rein geworden — wo sind denn die übrigen Neune? Ist sonst keiner unter ihnen, der umkehren und Gott verherrlichen wollte, als dieser Fremdling? Luk. XVII. 17. 18.

Das Gemälde, welches Lukas im heutigen Evangelium schildert, hat starke Schatten. Diese Schatten dienen aber nur, das sanfte Licht desselben empor zu heben, und reizende Mannichfaltigkeit über das Ganze zu verbreiten. Wir erblicken in demselben Züge des schwärzesten Undanks, und Züge der erhabensten Großmuth: und wir wissen nicht, welcher Empfindung wir uns am ersten überlassen sollen, dem Unwillen über die Undankbaren, welche Jesus geheilet, oder der Bewunderung über die Sanftmuth, mit welcher er ihren Undank erduldet hat. Zehn Männer, die am Aussatze, einem fürchterlichen und in heissen Ländern einheimischen Uebel litten, begegneten dem Menschenfreunde Christus, da er sich eben auf dem Wege nach Jerusalem befand. Sie durften es nicht wagen, sich ihm zu nähern, weil ihre leicht erbliche Krankheit sie von der menschlichen

lichen Gesellschaft lebendig trennte: sie riefen also von ferne: Jesus! erbarme dich unser! Brauchte es mehr, als dies, um das gefühlvolle Herz Jesus zum thätigen Mitleiden zu stimmen? Kaum ertönte die Stimme des Jammers in seinen Ohren, so sprach er schon die trostvollen Worte aus: Gehet hin: zeiget euch den Priestern: „euer Aussatz ist geheilt, geht hin, und machet die gesetzmäßige Anzeige davon.“ Sie giengen, und wurden alle rein. Wer hätte nicht erwarten sollen, daß sie voll der innigsten Freude, und durchdrungen vom wärmsten Dankgefühl zu ihrem Wohlthäter zurücke eilen, zu seinen Knien hinsinken, seine Hände mit Thränen der Dankbarkeit benetzen würden? Aber nur Einer aus ihnen wußte die Größe der empfangenen Wohlthat zu schätzen, nur einer, und zwar ein Samarit, hatte Gefühl genug, seinen Retter wieder aufzusuchen, und hingestreckt zu seinen Füßen die Güte Gottes zu preisen.

Wer entsetzt sich nicht über einen solchen Undank für eine solche Wohlthat und gegen einen solchen Wohlthäter! Welcher Sterbliche würde Herr genug über sich seyn, in ähnlichem Falle gelassen zu bleiben? Wessen Blut würde nicht aufwallen, und welcher Brust würde nicht wenigstens ein Seufzer der Ungeduld über ein so undankbares Betragen entfliehen? — Aber Jesus, der große Kenner des menschlichen Herzens, bleibt ruhig, wenn aus zehn Geheilten nur Einer den Arzt für seine Rettung segnet: er weiß, daß die Menschen eben so gerne Wohlthaten vergessen, als empfangen, er entrüstet sich nicht,

er fraget nur gelassen: Sind denn nicht zehn rein geworden? wo bleiben denn die übrigen Neune? Ist sonst keiner unter ihnen, der umkehren und Gott verherrlichen wollte, als dieser Fremdling?

So eine Gelassenheit, meine Brüder, so eine Sanftmuth zu eben der Zeit, da man von undankbaren beleidigt wird, gehöret zu den seltnen Erscheinungen unter den Söhnen der Erde. Vielmehr erschallen von allen Seiten laute Klagen über den Undank der Menschen; von ihnen ertönen die Palläste der Großen, und die Hütten der Armen. Der Fürst klaget über Unwürdige, die er mit Wohlthaten und Vorzügen überhäuft hat, der Krieger glaubt, sein Lohn sey zu geringe für seinen Verdienst, der Gelehrte hasset eine ungerechte Welt, welche ihn nicht auf den Leuchter stellen will, der geringste Diener und Taglöhner schaffet sich Gründe, die Menschen undankbar zu schelten: Kurz, der Undank ist eine der ergiebigsten Quellen, aus welchen Unzufriedenheit in die Herzen der Menschen strömt.

Sollt' es wohl kein Mittel geben, meine Brüder, diese giftige Quelle zu verstopfen? Sollten wir in der Vernunft und in der Religion keine Bewegungsgründe finden, den Undank unserer Mitmenschen gelassen zu ertragen? Und wird es uns nicht möglich seyn, uns über denselben hinauszusetzen, unsere Ruhe und unsere Zufriedenheit von ihm ganz unabhängig machen? Ich glaube, meine Brüder, es fehlt uns nicht an Mitteln, dies zu bewirken, wenn wir sie nur ergreifen wollen, und ich will es versuchen, Ihnen

heute

heute eines, und zwar dasjenige vorzuschlagen, welches ich für das kräftigste und zweckmäßigste halte. Ich werde es Ihnen aber erst alsdann nennen, wenn wir zuvor den Grund des Misvergnügens, welches der Undank unserer Mitmenschen in uns erweckt, werden nachgespürt haben. Diesen wollen wir also zuerst aufsuchen, dann wird sich das Mittel von selbst geben: die Arzney wird unmittelbar aus der Ursache der Krankheit folgen. Sie sehen selbst die Wichtigkeit unsers Gegenstandes ein. Sie fühlen selbst, wie enge derselbe mit unserer Ruhe, unserm Glücke zusammen hängt; ich eile also gleich zur Untersuchung.

I.

Wir sind traurig, meine Brüder, wenn uns die Welt nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wir bereuen die Wohlthaten, welche wir unsern Brüdern erzeigt haben, wenn sie mit Undank vergolten werden, wir gerathen in Versuchung, Menschenfeinde zu werden, sobald unsre schönen Handlungen mißkannt werden. Woher diese Traurigkeit, diese Unzufriedenheit? Die Quelle derselben liegt nicht tief, meine Brüder, wir werden sie gleich entdecken, wenn wir uns nur die Mühe geben wollen, unser eigenes Herz zu beobachten. Wir sind traurig über den Undank unserer Mitmenschen, weil unsere Absichten nicht immer rein, nicht edel genug sind, weil wir das Gute nicht aus dem Grunde thun, aus welchem wir es thun sollten, weil wir nicht aufmerksam genug sind auf die geheimen Triebfedern unserer Handlungen. Das menschliche Herz ist ein täu-

täuschender Sophist, der den Verstand durch tausend Kunstgriffe zu fangen und seine geheimen Absichten in undurchdringliche Nebel zu hüllen weiß: es nimmt tausend Gestalten an, um seine verborgenen Wünsche zu erreichen, es wählet oft die Kleidung und Maske der Tugend, um die Forderungen seiner Eigenliebe durchzusetzen. Wie oft glauben wir nicht, aus den erhabensten, edelsten Beweggründen zu handeln! Wie oft schmeicheln wir uns mit den Gedanken, uneigennützige Freunde der Tugend und der Menschheit zu seyn! Wie oft verlieren wir uns in süßen Träumen, und wiegen uns in dem Schoose einer verrätherischen Ruhe, weil wir uns überzeugen, unsere Pflicht im strengsten Sinne erfüllt zu haben. Wir wähnen, aus Großmuth, aus Menschenliebe, aus Religion Gutes zu thun, und im Grunde thun wir es aus Eitelkeit, aus Ruhmbegierde, aus Herrschsucht, aus Gewinnsucht.

Diese unedeln Beweggründe schleichen sich unbemerkt in unsere Seele, legen sich, wenn ich so sagen darf, in die innersten Falten derselben, und wirken dann um so stärker, je unsichtbarer sie sind.

Solange sie nicht durch widrige Erfolge gereizt werden, liegen sie ruhig, und der schärfste Selbstkenner vermag sie kaum in ihrem finstern Winkel zu entdecken: werden sie aber durch widrige Erfolge empört, verfehlen sie ihres Zwecks, dann erwachen sie mit der Wuth einer Furie aus ihrem betrügerischen Schlummer, setzen ihren Hyänenzahn an das Innerste des Herzens,

verbreitet Unmuth und Traurigkeit durch den ganzen Menschen.

Erlauben Sie mir, diese Behauptung durch einige Beyspiele zu erläutern. Ein Richter handelt ohne Rücksicht auf Stand und Person, prüfet das Recht des Vornehmen, wie das Recht des Geringen, auf der Wage der unpartheyischen Untersuchung, spricht Recht, wem Recht gebühret, und Strafe, wem Strafe gebühret. Ferne von Eigennutz und Habsucht erfüllet er pünktlich die heiligen Pflichten seines wichtigen Amtes. Indeß wird seine Tugend verkannt, man beurtheilet seine Gewissenhaftigkeit schief, man schreibet seine Gerechtigkeitsliebe der Begierde zu, für einen gerechten, rechtschaffenen Mann gehalten zu werden. Einige wittern noch unedlere Gründe seines Betragens, sie glauben, er handle aus der Absicht, die Gunst und Achtung der Großen zu gewinnen, und sich den Weg zu höhern Würden zu bahnen.

Solche Vermuthungen beunruhigen, kränken ihn: er hält die Welt für undankbar, und Mißvergnügen bemächtigt sich seiner ganzen Seele? Warum? Weil er im Grunde eben diese selbstischen Gründe, eben diese unedlen Absichten hatte, welche ihm zur Last gelegt werden, weil er die Gerechtigkeit nicht um ihrer selbst, sondern um eigener Vortheile willen ausübte. Nun da ihm diese Absicht fehl schlägt, da er eben das, was er am sehnlichsten wünschte, am wenigsten erreicht, verfällt er in Gram und Unzufriedenheit. — Ein gelehrter durchwacht einsame Nächte, forschet rastlos nach Wahrheit, opfert,

fert, um sie zu finden, Zeit, Gesundheit, Kräfte auf. Aber die Welt findet seine Arbeiten unerheblich, seine Verdienste mittelmäßig. Warum sinkt ihm dann der Muth? Warum blicket er traurig auf den Boden? Weil er nicht blos Wahrheit suchte, weil er nach Zwekken strebte, die er nicht erreichet hat. Wäre dies nicht, warum könnte er trauren? Wäre, die Wahrheit zu finden, und den Menschen nüzlich zu werden, sein höchster Zweck gewesen; so würde er bey diesem Bewußtseyn ruhig bleiben, so würde er mit dem Zeugnisse seines eigenen Herzens zufrieden seyn. Ein Krieger hält pünktlich über die Pflichten seines Standes, dient seinem Fürsten mit Treue, Eifer und Heldenmuth, stürzt sich in Gefahren, trozt dem Tode. Aber warum bewölkt jezt Unmuth seine Stirne? Warum naget Verdruß, wie ein giftiger Wurm an seinem Herzen? Darum, weil seine Absichten nicht rein genug waren, weil er die hohen Beförderungen, die großen Belohnungen nicht fand, deren Erwartung die Triebfeder seines Betragens war.

Ein Vorgesetzter behandelt seine Untergebenen mit der Güte eines Vaters: er suchet allen ihr Schicksal nach Kräften zu erleichtern, er kommt jedem ihrer Bedürfnisse liebreich zuvor, und thut das äußerste, um ihre Herzen zu gewinnen. Wenn er nichts wünschte, als wohl zu thun; so würde nichts seine Ruhe zu stören vermögen. Aber nun, da sie durch Undank, Untreue, Ungehorsam gestört wird, so beweiset er eben dadurch, daß sie auf keinem festen Bo-

den

den sieht, daß sie auf Nebenabsichten sich stützet, deren Erschütterung die Erschütterung des ganzen Gebäudes, und deren Umsturz den Umsturz des ganzen Gebäudes nach sich ziehet. Er strebte nach dem Ruhme eines Menschenfreundes, er that Gutes, um sich Sklaven zu ziehen. Verfehlt er des einen oder des andern Zwecks, so ist es um seine Ruhe geschehen, so bereut er die Wohlthaten, die er seinen Brüdern erzeigt hat. Ein Großer wird von Menschen, die er aus dem Staube empor gehoben, mit Reichthum und Ehrenstellen überhäuft, seines Vertrauens und seiner Freundschaft gewürdiget hat, gemißbraucht, betrogen, verrathen. Dies verwundet sein Innerstes: dies raubet ihm die Ruhe des Herzens, dies verbittert ihm den Genuß jedes Vergnügens — Woher dies, meine Brüder? — Daher, weil die Quelle, aus der seine Wohlthaten flossen, nicht lauter genug war, weil er sich geschmeidige Diener, folgsame Kreaturen, vielleicht willige Werkzeuge sträflicher Begierden und sündhafter Entwürfe an denen versprach, die seine Erwartung jezt auf eine so schmerzhafte Weise täuschen. —

Es wäre ein Leichtes, ein Menge ähnlicher Beyspiele aufzuzählen; aber ich glaube, die bisherigen zeigen zur Genüge, wo eigentlich der Grund des Mißvergnügens, welches wir über die Undankbarkeit der Menschen empfinden, zu suchen sey. Dieser lieget nämlich nicht sowohl außer uns, als in uns selbst: nicht sowohl in dem Undanke der Menschen, als in verfehlten unedlen Absichten. Mit einem Worte: Wir betrüben

uns über den Undank der Welt, weil die Beweggründe unserer Handlungen nicht rein und edel genug sind.

II.

Wir haben nun die Quelle des Uebels gefunden: das Heilungsmittel dagegen giebt sich von selbst. Willst du, mein christlicher Bruder, dein Herz wider den Undank deiner Mitmenschen schützen, wünschest du deine Ruhe von dem Dank oder Undank der Welt unabhängig zu machen; so thue das Gute um seiner selbst willen, mache dir deine Pflicht zum höchsten Zwecke, und suche keinen andern Lohn deiner Tugend, als die Vervollkommnung deiner Natur! Dies, meine Brüder, ist der sicherste, der einzige Kompaß, nach welchem wir steuren müssen, wenn unser Schifflein nicht an tausend Klippen und Sandbänken scheitern soll; dies die einzige Regel, deren getreue Befolgung uns vor dem Mißvergnugen schützen kann, welches aus dem Undanke zu entstehen pflegt.

Je reiner, erhabener unsere Absichten sind, desto unabhängiger ist unsere Zufriedenheit: je selbstischer, enger, niedriger unsere Abfichten sind, desto leichter können wir sie verfehlen, und desto gefährlicher steht es mit unserer Zufriedenheit. Wenn ich das Gute darum thue, weil es gut ist, weil es der Wille des Schöpfers ist, weil es die Einrichtung der Welt, der Zweck der Schöpfung fodert, daß ichs thue, weil ich dadurch meine eigene Natur veredele, meiner Bestimmung näher rücke, was ist alsdenn noch vermögend, meine Ruhe zu stören? Man beurtheile mich noch

so ungerecht, man vergelte mir immer Böses für Gutes, man arbeite meinen noch so wohlthätigen Planen und Entwürfen entgegen, ich verliere darum nichts von meinem innern Gehalte, meine Handlungen verlieren nichts von ihrem Werth; denn dieser liegt in ihnen selbst, nicht in den Urtheilen der Menschen. Wenn wir das Gute thun, um Dank und Belohnung dafür einzuärndten; so wagen wir immer noch zu viel: so stecken wir uns einen Zweck vor, den zu erreichen nicht ganz, nicht immer in unserer Macht stehet. Wir müssen nothwendiger Weise unruhig, unzufrieden, unglücklich seyn, so lange wir nach dem Beifalle der Welt, nach dem Danke unserer Mitmenschen trachten. Die Gunst und der Beyfall der Welt sind äußerst schwankend, ungewiß, wandelbar. Die Tyranney der Mode erstreckt sich eben so sehr über die Urtheile der Menschen, als über ihre Kleider und Meubles. Heute verwerfen sie, was sie gestern bis an die Sterne erhoben, und morgen werden sie das für Thorheit ausschreyen, was sie heute mit dem ehrenvollen Namen der Weisheit belegten. Die wenigsten Sterblichen haben die Fähigkeit, und noch wenigere den Willen, den Werth oder Unwerth eines Mannes zu würdigen. Sie sprechen ab nach ihrer jedesmaligen Laune, nach vorgefaßten Meinungen, nach dem eben jetzt herrschenden Tone. Morgen ist ihre Laune geändert: die Meinungen werden mit andern eben so irrigen vertauscht, und der herrschende Ton wird durch einen andern verdrungen, der bald wieder dem dritten Platz machen wird. Und wir sollten unsere

sere Ruhe auf einem so unstäten, so unsichern Boden gründen, wie der Beyfall der Menschen ist? Wir sollten sie von einem ungewissen Erfolge abhängen lassen, da wir sie ganz zu unserm Eigenthume machen könnten? Die Festigkeit unsers Charakters, meine Brüder, ist allein die Schutzwehr, hinter welcher uns die Pfeile des Undanks nicht treffen: Menschen, welche nur der Welt zu gefallen suchen, und ihren Werth nach dem Beyfalle der Großen bemessen, haben in sich kein Rettungsmittel, sobald das schwache Rohr zerknickt, auf welchem sie sich stützten.

Solche wandelbare Schatten, solche sittliche Kamäleone müssen über kurz oder lange in Unmuth und Verzweiflung gerathen, weil Menschengunst, und folglich eine Glückseligkeit, die auf Menschengunst sich gründet, nie lange währt.

Wollen wir also glücklich, auf eine dauerhafte, von uns allein abhängige Weise glücklich seyn, meine Brüder, so lassen Sie uns den geraden Weg der Rechtschaffenheit wandeln, ohne weder rechts noch links zu schauen, lassen Sie uns den Menschen wohlthun, ohne auf ihren Dank zu zählen, lassen Sie uns das Gute thun, weil es gut ist, weil dies unsere Pflicht ist. Lassen Sie uns vollkommen werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist! Sehen wir nicht, daß Gott die Fülle seines Segens über die Erde ausgießet, ohne Rücksicht auf den Dank oder Undank ihrer Bewohner? Träufelt nicht sein befruchtender Thau auf die Saat des Sünders, wie auf den Garten des Gerechten? Fließet nicht sein Reichthum in den Strömen, an deren Ufer

der Ungläubige wohnt, wie im jenen, aus denen der Gläubige schöpft? Berechnet der Allgütige erst unser Opfer, wenn er seine Wohlthaten über uns ausgießen will? Zählet er unsere Seufzer, ehe er uns rettet? Und bestimmt das Maas unsers Dankes das Maas seiner Gnaden? Nein, er thut Gutes, weil er selbst unendlich gut ist, weil Güte sein Wesen, Wohlthun sein Daseyn, Glückseligkeit der Geschöpfe sein letzter Zweck ist. Ganz nach diesem Muster bildet sich der Stifter unserer Religion, Jesus Christus, auch er that das Gute um seiner selbst willen, auch er rechnete nicht auf die Dankbarkeit der Menschen.

Ach! meine Brüder, was würde aus uns geworden seyn, wenn Jesus auf den Dank oder Undank seiner Landsleute Rücksicht genommen hätte? Wer würde alsdann die Bande der Sünde zertrümmert, die Thüre des Himmels geöffnet, den Tod besiegt, das Reich der Wahrheit und der Tugend gegründet haben? Wie undankbar behandelten ihn nicht die Juden, wenn er ihnen wohlthat! wie wenig erkannten sie den Werth seiner Bemühungen! seiner Lehren! seiner Leiden! Er heilet Kranke, und sie danken ihm nicht: kaum daß aus zehen Geheilten ein Einziger, und zwar ein Samariter, zurücke kommt, die Güte seines Retters zu preisen! Er giebt ihren Blinden das Gesicht, und ihren Stummen die Sprache wieder, und — sie nennen ihn einen Gotteslästerer, einen Bundsgenossen des Satans. Er predigt ihnen das Evangelium des Friedens, und den Bund der Gnade: und sie heben Steine auf, um nach ihm zu werfen. Er will die verlornen

Schafe

Schafe aus dem Hause Israels versammlen, und zum himmlischen Vater führen, und sie halten Rath, wie sie ihn aus dem Wege räumen möchten. Er weinte Thränen des zärtlichsten Mitleids über das unglückliche Jerusalem: und Jerusalem schreiet mit aller Macht: Kreuzige ihn! kreuzige ihn! Er wird wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt: er stirbt den schmerzlichsten Tod für die Menschheit: und die Pharisäer schütteln den Kopf über ihn, und suchen einem Manne, der sich für sie aufopfert, noch die lezten Augenblicke eines kummervollen Lebens zu verbittern. Ist dies nicht der höchste Grad von Undank gegen den Besten der Menschen, das völlste Maaß von Ungerechtigkeit gegen den Gerechtesten? Aber hörte Jesus darum auf, wohlzuthun, weil die Menschen undankbar waren? Fuhr er nicht vielmehr unermüdet auf seiner rauhen Laufbahn fort, bis er dort anlangte, wo er sagen konnte: **Es ist vollbracht!** Zog er die Hand von dem großen Geschäfte, die Menschen zu beglücken, eher zurücke, als bis er's durch seinen Tod vollendet hatte?

Daß doch auch wir von diesem Beyspiele lernten, Gutes zu thun, ohne auf Dank zu warten! unsere Glückseligkeit in der Erfüllung unserer Pflichten, und nicht in der Erkenntlichkeit der Welt zu suchen! Nur dadurch, meine Brüder, werden wir wahrhaft glücklich, unabhängig von der ganzen Welt, Ebenbilder der Gottheit, ächte Schüler Jesus werden! Nur dadurch können wir eine der ergiebigsten Quellen

unserer Leiden auf immer verstopfen, und jene reine Freude kosten, welche aus reinen Absichten fließet. Lassen Sie uns also jede unedle Absicht aus unsern Herzen verbannen, lassen Sie uns nicht nach Reichthum, Ehre, Menschengunst, sondern einzig nach dem Beyfalle Gottes, und nach der Vervollkommnung unserer Natur trachten! Lassen Sie uns ohne Nebenabsichten Gutes thun, weil wir dadurch Gott dem Vater und unsern Herrn Jesus Christus ähnlich werden, und weil der höchste Lohn der Tugend die Tugend selbst ist. Amen.

X.
Von der wahren Glückseligkeit eines Fürsten.

Ich bin ein guter Hirte. Joh. X. 11.

Wenn die Großen der Erde ihr wahres Interesse kennten, so würde ihr höchster Wünsch, ihr einziges Bestreben seyn, ihre Völcker glücklich zu machen. Mit der Liebe eines Vaters würden sie ihre Unterthanen regieren, würden jeden Tag für verloren schätzen, an dem sie nicht etwas Gutes für den Theil der Menschheit, den die Vorsehung ihnen anvertraut hat, gethan haben. Glücklich zu werden, ist der Endzweck des Unterthanen, und glücklich zu machen, die Bestimmung des Fürsten. Jedes Land hat das Recht seinen Regenten zu sagen, was einst ein Weltweiser dem Eroberer seines Vaterlandes sagte: „Bist du ein Sklavenhändler? so verkaufe uns: bist du ein Mörder, so schlachte uns: bist du aber ein Fürst, so mach uns glücklich." Heil dem Völckerbeherrscher, der seinen erhabnen Beruf kennt, seine Pflicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt, und mit Jesus, dem Muster und Lehrer guter Hirten, sagen kann, ich bin ein guter Hirte. Möchte doch jeder Große der Erde dies mit Ueberzeugung, mit Wahrheit sagen können! Möchte der beobachtende Freund der Menschheit vom Nordpol bis

zum Südpol, und vom Orient bis zum Occident die Grundsäze der edelsten Kunstvölker zu beglücken, verbreitet, erkannt, angenommen, befolgt, wirksam sehen! Die Aufklärung unserer Zeit hat die Rechte der Menschheit in ein Licht gesezt, in welchem sie noch nie erschienen waren. Sie hat den Menschen ihre ursprüngliche Freiheit und Gleichheit gezeigt, hat sie bekannt gemacht mit den gerechten Forderungen, welche sie an jene zu machen haben, in deren Händen sie beides, Freiheit und Gleichheit niederlegten. Sie hat die Macht der Regenten auf gewisse Gränzen zurücke geführt, hat sie belehrt, daß sie einzig wegen gemeinen Bestens die Krone tragen, und daß ihre wahre Würde in thätiger Beförderung desselben bestehe. Wollte Gott! meine Brüder, die Stralen dieser wohlthätigen Wahrheit hätten sich über alle Theile des Erdkreises verbreitet, wären in die Palläste aller Großen, und in die Herzen ihrer Rathgeber und Gehülfen gedrungen!

Aber noch ist dies nicht geschehen, noch umhüllt manches Fürsten Augen Finsterniß, noch deckt eine falsche Politik häufig den Schleier über Wahrheiten, deren Erkenntnis und Ausübung die Glückseligkeit der Völker, und eben dadurch die Glückseligkeit des Regenten bewirken würde.

Betrachten Sie dort die ungeheuren Kolossen des Despotismus in Asien und Afrika! die Millionen ihrer unglücklichen Brüder, welche

es einzig darum sind, weil der Mensch, der sie beherrscht, denket, nicht Er sei wegen ihrer, sondern sie wegen seiner da, weil er nichts von seiner Bestimmung weiß, die Quelle des allgemeinen Völkerwohls zu werden, sondern jeden seiner Unterthanen, vom Vezier an, bis zum Sklaven an der Ruderbank, als ein Werkzeug seines Vergnügens, als ein Gefäße, das er nach Belieben zertrümmern, oder erhalten kann, als eine Maschine ansieht, die einzig nach seiner Laune und Phantasie gehen, oder stocken soll. — Man sollte glauben, meine Brüder, der Zustand eines solchen Alleinherrschers sey der glücklichste und beneidenswürdigste: denn nichts schmeichelt Eigenliebe, und dem Stolze des menschlichen Herzens so sehr, als eine unbegränzte Macht, ein vollendeter Despotismus. Indeß lehrt uns die Geschichte aller Zeiten, und aller Nationen das Gegentheil.

Von dem Throne des Fürsten, der für seine und nicht seiner Unterthanen Glückseligkeit sorget, fliehen Weisheit, Tugend, und Freundschaft. Ihn umgibt die Schmeichelei, die Falschheit, und der Eigennuz. Unter dem ganzen Schwall seiner Diener findet er keinen, der nicht vor ihm kröche, keinen, der nicht seine Verachtung verdiente. Umgeben von einer Menge feiler Sklaven sehnt er sich vergebens nach der Himmelswonne der Freundschaft, und mitten unter dem Geräusche des Hoflebens schmeckt er alle die Bitterkeit der Einsamkeit und Verlassenheit.

Es

Es ist nämlich wahr, und wird ewig wahr bleiben, daß nur der gute Hirte, der geliebte Fürst, der glückliche sey, daß die Glückseligkeit des Monarchen einzig von dem Bestreben, die Glückseligkeit seines Volckes zu befördern, abhänge.

Lassen sie uns, meine Brüder, diese wichtige Wahrheit zum Stoffe unserer heutigen Betrachtung wählen.

I.

Das heutige Evangelium, in welchem Jesus die Züge des guten Hirten so meisterhaft schildert, veranlasset die Wahrheit eines Satzes darzuthun, der auf die Glückseligkeit des Menschengeschlechts so entschiedenen Einfluß hat. Aus mehrern Beweisen, welche sich darbieten, will ich nur diejenigen ausheben, welche nicht allein auf den Verstand, sondern auch auf das Herz zu wirken, die fähigsten sind.

Der Mensch, der von seinen Brüdern geliebt zu werden wünscht, muß selbst lieben. Wer sich eine dauerhafte Liebe des Volcks zu erwerben hoffet, ohne ihm überzeugende Beweise seines Bestrebens, es glücklich zu machen, gegeben zu haben, der kennt das menschliche Herz nicht. Gefürchtet, bewundert, von Schmeichlern besungen, kann der strenge, der mächtige, der tapfere Fürst werden; aber nur der gute wird geliebt. Die vortreflichsten Geistesgaben, die glänzendsten Eigenschaften, die erstaunlich-

sten Vergrößerungen bewirken nicht, was die Güte allein zu bewirken vermag. Wo ist das Volck, das einen Fürsten liebte, der mehr der Schrecken seiner Nachbarn, als der Vater seiner Unterthanen zu seyn sich bestrebte? der lieber Provinzen als Herzen erobern wollte? Der die Denkmäler seiner Wuth- und Mordsucht auf Feldern, die er verheert, auf Städten, die er geschleift, auf Leichen, die er aufeinander gethürmt, zu verewigen suchte? — Was war das Schicksal jener schrecklichen Geiseln der Menschheit, vor denen halbe Welten erzitterten? — Sie starben dahin, verflucht von ihren Feinden, gehaßt von ihren Unterthanen. Die Nachwelt nennt sie nur, um sie zu verabscheuen, und ihren Lastern gibt sie nicht mehr den Namen der Tugenden. — Wie verschieden ist das Loos des guten Regenten, des Beglücker seines Volcks! des Monarchen, dessen Lieblingsgedanke, Wunsch, und Beschäftigung ist, Alles um sich herum glücklich zu machen! des Fürsten, der, wenn er am frühen Morgen erwacht, täglich den Vorsatz erneuert, seinem großen Berufe getreu zu bleiben, Zeit und Kräfte für seine Brüder aufzuopfern, durch Wohlthun, durch Beförderung des allgemeinen Bestens seines Zepters immer würdiger, immer Gott ähnlicher zu werden! des Monarchen, dessen Herz und Ohr den Klagen seines geringsten Unterthanen offen stehen! an dessen Busen sich die verfolgte Unschuld und die verarmte Tugend ausseufzen darf! in dessen Armen das mißkannte Verdienst, und die vertriebene Aufklärung eine sichere Zufluchtsstätte findet!

det! dessen Seele kein höheres Vergnügen kennt, als jenes, das sie bei dem Anblicke der allgemeinen Volcksglückseligkeit empfindet, der sein Leben damit zubringt, gemeinnützige Plane und wohlthätige Vorschläge anzuhören, zu prüfen, auszuführen, der Verdienste mit fürstlicher Großmuth zu lohnen, und selbst denn, wenn ihn die Gerechtigkeit zwingt, das Laster zu strafen, den Menschen zu bedauern weiß! Wie ganz anders, meine Brüder, ist das Loos eines solchen Fürsten, als jenes des Eroberers, des Menschenwürgers. Alle Herzen seiner Unterthanen schlagen ihm entgegen: allgemeine Liebe ist der Lohn seiner Arbeiten, die Quelle seiner Glückseligkeit.

II.

Denn was fehlt noch dem Regenten, der von seinem Volke geliebt wird, um vollkommen glücklich zu seyn? Durch diese Liebe wird seine Person gesichert, sein Ansehen befestigt, seine Wirksamkeit erweitert, und was das Wichtigste ist, sein Gewissen beruhigt. Er braucht sich nicht, gleich einem morgenländischen Despoten, in einem scharfbewachten Palast einzusperren, und lebendig zu begraben: er braucht keine Janitscharen, um seine Brust vor dem Dolche des Rebellen zu schützen. Seine Wächter sind seine Unterthanen, und die Herzen der Bürger seine Citadellen. Wenn ein grausamer Römerfürst sich beim hellen Tage in ein unzugängliches Zimmer verschließt, wenn der argwöhnische Tyrann von Syrakus sich seinen leiblichen Kindern nicht anvertraut, und jeden, der sich ihm nähert,

 für

für seinen Mörder ansieht: so wandelt ein geliebter Titus, ein menschenfreundlicher Mark-Aurel unter seinen Römern, wie ein Vater, unter seinen Kindern, und ein Fürst, dessen Name unserm Vaterlande ewig theuer seyn wird, setzt seinen höchsten Ruhm darein, daß er ruhig in dem Schoose jedes seines Unterthanen schlafen könne. Sein Schlaf wird durch keinen Schrecken der Verrätherey unterbrochen, und sein Herz klopft nicht ängstlich unter dem Purpurkleide. Hätte nicht der Fanatismus die Hand eines frommen Bösewichts gegen den besten König gewafnet, so würde uns die Geschichte kaum ein Beyspiel liefern können, daß das Leben und die Person eines guten Regenten in Gefahr gewesen sey. Zeiget mir dagegen einen despotischen Thron, der nicht häufig mit dem Blute seiner erwürgten Besitzer gefärbt wurde. Eine Wahrheit, an welcher der aufmerksame Leser der jüdischen Geschichte unter den Königen, der Kenner der Begebenheiten in der assyrischen, persischen, griechischen, römischen und türkischen Monarchie gewiß nicht zweifeln wird. — Möchten doch diese Betrachtungen auf die Herzen aller Erdbeherrscher wirken! möchten sie sie überzeugen, daß Bollwerke und Kriegsheere nicht das wahre Mittel sind, ihre Person zu schützen, daß nur die Erfüllung ihrer Pflichten ihnen die Liebe ihres Volks zu erwerben vermöge, und daß nur diese Liebe ihre unüberwindlichste Burg und unverletzliche Brustwehr sey.

III.

Eben diese Liebe ist es, welche die Macht des guten Fürsten vergrößert, sein Ansehen befestigt, und seine Aufmerksamkeit erweitert. Was sind Machtsprüche, und was vermag die Gewaltthat? Machtsprüche verändern nur die Oberfläche der Dinge: Gewaltthat erzwingt Heucheley; nicht Gehorsam. Was sind selbst die besten Gesetze, und zweckmäsigsten Anstalten, wenn sie nicht von der Liebe des Volkes unterstützt werden? Ihre Wirkung ist augenblicklich, und hört auf, so bald die Furcht vor der Strafe verschwindet. Der Sklave bequemt sich freylich zur Arbeit, aber nur so lange, als er die Peitsche des Aufsehers hinter seinem Rücken knallen hört; man entferne diese, so legt er sich müßig hin, und verflucht eine Arbeit, welche, ohne auf seine Glückseligkeit den geringsten wohlthätigen Einfluß zu haben, seine Kräfte entschöpft, und seine Glieder ermüdet. Aber nicht so der Unterthan eines guten Regenten. Ueberzeugt, daß alles, was der Vater seines Vaterlands gebaut, auf die Glückseligkeit des Ganzen, und folglich auch auf seine eigene abzwecke, vollstreckt er freudig die Befehle desselben, wenn gleich das angeborne Freyheitsgefühl sich dagegen sträubt, oder die Eigenliebe sich gegen das Opfer, das sie dem Besten des Staates bringen soll, auf einige Augenblicke empört. — Will der Monarch verjährte Mißbräuche abstellen, Irrthümer vertilgen, mühsame Reformen und auffallende Verbesserungen vornehmen; so beut ihm der Bürger gefällig die Hand, und hält,

gleich einem gutwilligen Patienten auch dann geduldig aus, wenn das allgemeine Beste schmerzliche, und einzelen Gliedern des Staats unangenehme Operationen fodert. Ruft der gute Fürst seine geliebten Kinder zur Vertheidigung seines Landes, und seiner Rechte auf; so hat er eben so viele Krieger, als Unterthanen, welche alle bereit sind, für ihren Vater zu sterben. Winkt er ihnen zur Ausführung eines schweren Plans mit zu wirken, so arbeiten alle Hände für ihn, ihm stehen alle gute Köpfe zu Gebothe, die Quelle des vaterländischen Reichthums öfnet sich ihm, ohne daß er das Mißtrauen durch Zwang, und die Hartnäckigkeit durch Strenge bekämpfen müsse. So wie sich das menschliche Herz mit unüberwindlicher Schnellkraft gegen den Druck der Gewalt setzt und seine Widersetzlichkeit in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem der Druck erschwert wird; so läßt es sich durch die Liebe zu allem lenken, wozu es der Menschenbeglücker lenken will. Ist es fur den gefürchteten Fürsten von Stein und Eisen, so ist es von Wachs für den Geliebten. Jede Form, die er ihm einprägen will, nimmt es an, und wie ein Kind, läßt es sich von ihm mit voller Zuversicht leiten. O! glücklich ist der Regent, der die Liebe seines Volks besitzt! Welch einen ausgebreiteten Wirkungskreis sieht er nicht vor sich, welch eine Macht — fast möcht ich sagen, welch eine Allmacht hat er nicht, Gutes zu thun! Er gebeut, und es wird Licht um ihn: gefährliche Irrthümer entfliehen von den zerstreuenden Stralen

seiner

seiner Weisheit, und die Wahrheit glänzt, wie die Mittagssonne auf dem glücklichen Theile der Erde, dessen Bewohnern ihn der Himmel zum Vormund gegeben hat. Er arbeitet, und des menschlichen Elends wird immer weniger um ihn, die Armuth findet Nahrung im Schoose der Industrie, und in den patriotischen Beiträgen der Reichern. Er will und gemeinnützige Anstalten werden entworfen, bewirkt, vollendet. Er winkt, und Wahrheit und Tugend und Wohlstand verbreiten sich in seinem Lande.

Die Erziehung der Jugend gewinnt eine bessere Gestalt, die Religion erscheint in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder, die Künste werden veredelt, die Wissenschaften vervollkommet, die Gewerbsamkeit belebt, die Vaterlandsliebe, und der Eifer, das allgemeine Beste zu bewirken, erweckt und genährt. Seine Wohnung ist die Wohnung der Weisheit: alle helle Köpfe, und alle wahre Freunde der Menschheit buhlen um die Ehre, ihm zu dienen, um das Vergnügen, mit ihm, und durch ihre Werkzeuge der Menschenglückseligkeit zu werden. Er darf nicht fürchten, von niederträchtigen Höflingen und Schmeichlern bethört, und zu gemeinschädlichen Handlungen mißleitet zu werden. — Ihm fehlt es nicht an getreuen Dienern, und o! seltenes Glück der Großen! ihm fehlt es nicht an aufrichtigen Freunden, die ihm die Wahrheit freimüthig sagen, und ihn mit der wahren Lage seines Landes, und mit den wirksamsten

samsten Mitteln, das Beste derselben zu bewirken bekannt machen.

IV.

So lebt der gute geliebte Fürst, der gekrönte Menschenfreund, und welch eine unbeschreibliche Wonne muß nicht sein Herz erfüllen, wenn er alle das Gute, das er gethan hat, übersieht! Wie sanft muß die Ruhe seines Gewissens, wie heiter seine Aussicht in die Ewigkeit seyn, wenn er sich von seinem Volke geliebt sieht! Diese Liebe ist ihm Bürge, daß er seinen Posten würdig versehen, daß er seiner Bestimmung entsprochen habe.

Diese Liebe tröstet ihn, wenn Zweifel über einzelne Fehltritte in seiner Regierung ihn beunruhigen, sie stärkt ihn, wenn das Bewußtseyn seiner Schwachheiten ihn niederzuschlagen droht: Er sucht um sich, und Alles, was er erblickt, ist glücklich, ist zufrieden mit ihm: er fürchtet also nicht das Gericht Gottes jenseit des Grabes, er geht dem Augenblicke, der ihn in einem andern Theil des Weltalls versetzen soll, mit Zuversicht und Gelassenheit entgegen. Und naht sich denn dieser Augenblick, so erhebt er hofnungsvoll seine Hände zum Schöpfer, und übergiebt ihm willig die Heerde wieder, die er ihm anvertraut hat.

Ich habe mich bestrebt, spricht er getrost zu ihm, die Pflichten eines guten Hirten zu erfüllen. Keinen von meinen Brüdern, die du meiner

ner Obsorge übergeben hast, ließ ich durch meine Schuld unglücklich werden! keine Thräne erpreßte ich meinem Volke, und keinen Seufzer dem Busen des Vaterlandes. Ich kannte, wie dein göttlicher Sohn, meine Heerde, und sie kannte mich. Immer war ich bereit, Gesundheit, Kräfte, Zeit, Vergnügungen, ja selbst das Leben für sie aufzuopfern. Hab' ich nicht all das Gute gethan, das ich hätte thun können, so war nicht die Bosheit meines Herzens, sondern die Begränztheit meiner Einsichten und Kräfte Schuld daran. Ferner war immer von mir die Grausamkeit jener Priester und Hirten Israels, welche mit der Wolle ihrer Schaafe sich kleideten, und mit ihrer Milch sich nährten, aber für ihren Unterhalt, für ihren Wohlstand nicht einen Fuß bewegten. Ich machte nie meinen Willen zum höchsten Gesetze, meine Laune zur Richtschnur meiner Brüder. Nie sah ich mich als den Mittelpunct an, auf den Alles zusammen laufen sollte: der Mittelpunkt meiner Bemühungen war das Wohl meines Volcks. Nie trennte ich mein Interesse vom Interesse des Staats, und kein Opfer, das dieses foderte, lies ich mich gereuen. Ich sezte meinen Ruhm, und meine Glückseligkeit einzig darein, meinen Brüdern wohl zu thun: die Liebe meines Volcks zu verdienen, war der Wunsch meines Herzens, und der Endzweck meiner Arbeiten. O! sie ward mir zu Theil, diese Liebe, und ihr hab' ich die Beruhigung zu danken, mit welcher ich izt vor deinem Richterstule zu erscheinen bereit stehe. Bald werde ich von der Schaubühne abtreten,

und in eine andere Klasse von Geschöpfen eingereihet werden, wo mich dann von meinen Brüdern nichts mehr unterscheiden wird, als das Gute, das ich ihnen gethan habe. Gerne lege ich meinen Zepter vor dir nieder; denn mein Gewissen sagt mir nicht, daß ich ihn sträflich mißbraucht habe. Ich sterbe geliebt von meinen Unterthanen, beweint von allen Rechtschaffenen.

Dies ist der Tod des guten Fürsten, dies das Zeugnis seines Herzens, mit dem er muthig der Ewigkeit entgegengeht; dies der unwidersprechlichste Beweis, daß die Glückseligkeit des Regenten ganz von seinem Bestreben, die Glückseligkeit des Volcks zu befördern, abhänge. — Wo ist der Große der Erde, der nicht wünschte, den Tod des guten Fürsten zu sterben? — Ihn umschweben bei seinem Hinscheiden die seligsten Hofnungen, und seiner Ankunft freuen sich die höheren Geister der Schöpfung. Unauslöschlich bleibt sein Andenken in den Herzen seiner Unterthanen, und nach Jahrtausenden noch wird sein Name mit Ehrfurcht ausgesprochen. Er wird den Fürsten künftiger Zeiten zum Muster aufgestellt, und der späte Nachkömmling benezt seinen Sarg mit Thränen, und seufzet laut, daß er nicht unsterblich war. Amen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schneider, Eulogius,

Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen

Frankfurt und Leipzig 1790

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Aug 2095
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11234272-6
VD18 11947047-003